Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 14 — **Marburg i. H., den 5. April** — **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Sprache des Blutes Christi — Ein Jahr Soldaten-Abende in Windhuk — Frauenarbeit in der Heilsarmee — Zur Wunderfrage — Stimmen der Väter: Theodor Gottlieb von Hippel — Deutsche Kunst — Verschiedenes: Bilderatlas zur Bibelkunde (Frohnmeyer-Benzinger); Unterredungen mit Epiktet (Arrian); Andreas Bodenstein von Karlstadt (Barge); Die ersten Jesuiten in Deutschland (Friedensburg); Hamanniana (Weber, Unger); Tolstois religiöse Botschaft (Rittelmeyer); Lebensgeschichte der Erde, Die Erde im Zeitalter des Menschen (Pastor); In Davos (Dupré) — Anzeigen

Die Sprache des Blutes Christi

Ihr seid gekommen zu dem Mittler des neuen Testaments, Jesu, und zu dem Blute der Besprengung, das da besser redete denn Abels. Hebr. 12, 24.

Obwohl mit der Bluttheologie zu allen Zeiten viel Mißbrauch getrieben worden ist, kann und muß ein ernstes und redliches Gemüt, welcher theologischen Richtung es sonst huldigen mag, die Stimme des für uns vergossenen Blutes vernehmen und verstehen. Es ist eine Saite in unserem Innern, die von ihrem Ton nicht unberührt bleiben kann, sondern in Schwingung versetzt wird.

Der Jünger, der diese Worte vom Blute Jesu geschrieben hat, vernahm diese Stimme und Sprache mit besonders feinem Gemerke: er hat das Tiefste herausgehört, was „die Stimme des Blutes unseres Bruders“ uns sagen will, wenn er an Abels Blut erinnert und sagt, Jesu Blut rede besser und kräftiger als Abels.

Dieser Vergleich bringt eine Intuition zum Ausdruck, welche den Kernpunkt im Opfertode Jesu erfaßt und in einer Weise veranschaulicht, die für Jedermann faßlich und eindrücklich ist.

Ueberraschend ist zuerst die Aehnlichkeit der Szene des Mordes aus der altersgrauen Vergangenheit und der Szene des blutigen Dramas auf Golgatha. Hier wie dort handelt es sich um Brudermord. Hier wie dort sind die Motive wesentlich dieselben. Für Kain und Abel lassen wir die Deutung im 1. Johannisbrief (3, 12) als die tiefste und innerlichste gelten: „warum erwürgte er ihn, seinen Bruder? weil seine Werke böse waren, und die seines Bruders gerecht.“ Und was war bei der Kreuzigung Jesu das letzte Motiv, wenn man von allen Anklagen und Bezichtigungen aufsteigt zur tiefsten ethischen Wurzel? Es hat der Haß über die Liebe, die Lüge über die Wahrheit, die kalte Selbstsucht über die lautere Güte den schändlichen Triumph davon getragen. Der Eine und Einzige, der sagen konnte: „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da“, hat es mit dem Tode büßen müssen: „Hinweg mit diesem und gib uns Barrabas los!“

Der Aufruhr der Selbstsucht gegen die göttliche Macht der Wahrheit und Liebe, die in der Menschheit Fuß fassen und sich durchsetzen und sie erneuern möchte — der ists, der Jesum ans Kreuz schlug; und insofern ist es nicht nur ein Brudermord, sondern Empörung wider die göttliche Majestät, ein Gottesmord. So schreit dieses Blut noch mächtiger gen Himmel als Abels, so führt es den Menschen in seiner Selbsterkenntnis über alle einzelnen Erscheinungen von Sünden und Fehlern hinaus und zurück in den verborgenen Grundschaden, die ungöttliche, selbstische Gesinnung.

Darum ruft es auch Allen die Gewissensfrage ins Herz: Wer ist unschuldig an dem Blut dieses Gerechten? Wer hat in seinem Innern noch nicht das Widerstreben gegen die Wahrheit, die Tücken der Eigenliebe, der Eigensucht gegen das Gute, das Beste und Reinste verspürt? Wage es, wer es will, seine Hände in Unschuld zu waschen: wer ehrlich sein will, der stelle sich für seinen Teil unter das Gericht!

Dann wird ihm die Stimme dieses Blutes noch etwas Anderes sagen. Es redet kräftiger und — die Uebersetzung Luthers ist ganz treffend — besser als Abels Blut. Nicht ohnmächtig und schauerlich wie dieses vom Sieg des Schlechten über den Guten, sondern mächtig und herrlich vom Triumph des göttlichen Erbarmens über Feindschaft und Haß, von der göttlichen Feindesliebe, die sich nicht vom Bösen überwinden läßt, sondern überwindet das Böse mit Gutem: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Jesus hat die Sprache der Feindesliebe, die er von seinem Vater gelernt hat, immer gesprochen. Schließlich aber hat er mit seinem Herzblut die Unterschrift dazu gegeben. Ohne diese Tatensprache wäre sie auf Erden nur eine leuchtende Idee, nie aber eine so lebendige Kraft und lebenschaffende Energie geworden. Vgl. Röm. 5.

So ist es die göttliche Potenz im Opfertode Jesu, die besser redet als Abels Blut. Der Verfasser des Hebräerbriefes sagt in seiner sinnigen, geistvollen Art an anderem Ort (9, 14), Christus habe durch den ewigen Geist Gottes sich selbst geopfert. Damit ist diese Tat, die „Heilstatsache“, ihrer Vereinzelung entnommen und in einen ewigen Zusammenhang hineingestellt. Der ewige göttliche Liebesgeist hat uns je und je geliebt, aber der Opfertod Jesu ist ein Brennpunkt, in dem sich seine Strahlen besonders innig gesammelt haben. Und daher strahlt auch von ihm eine Energie und Fülle der Liebe aus, die unser ganzes Leben umspannt, unsere tiefsten Nöte stillt und auch dem Herzen, das sich selbst verdammt und verdammen muß, Ruhe und Frieden bringt.

Es ist nicht ein mythologischer Vorgang zwischen Gott und Jesu, der sich in dieser Heilstatsache spiegelt, sondern die Ewigkeit berührte sich mit der Zeit und ward Geschichte; auch nicht eine „syllogistische Erlösung“, nicht ein bloß gedachtes Schema von Erlösungslehre wird uns hier dargeboten, sondern der ungehemmte vollendete Durchbruch der ewigen Heilsgedanken Gottes in die erlebte Wirklichkeit.

Das ist die Sprache des Blutes Christi.

Hamann hat sie sich so gedeutet: „Wenn wir zur Selbsterkenntnis gelangen, wenn wir von ungefähr uns selbst in unserer wahren Gestalt zu Gesicht bekommen: wie wünschen, wie flehen, wie ängstigen wir uns, wie fühlen wir die Notwendigkeit von all dem, was Gott ohne unser Wissen, ohne daß wir Anteil daran genommen und darnach gefragt hätten, sich nicht ermüdet hat uns vorzuhalten, uns anzubieten und zur

Annahme desselben aufzumuntern, ja einzuschrecken! Wir hören alsdann das Blut des Versöhners schreien, wir fühlen es, daß der Grund unseres Herzens mit dem Blut besprengt ist, das zur Versöhnung der ganzen Welt vergossen worden." J H

Ein Jahr Soldaten-Abende in Windhuk

1

Es war Ende November oder Anfang Dezember des für unser Land so traurigen Jahres 1904, da schritt ich mit dem Divisionspfarrer Schmidt durch die Straßen Windhuks in ernstem Gespräch über das, was der Krieg uns Geistlichen an Pflichten auferlegt. „Könnten Sie nicht unsern Soldaten eine rechte, deutsche Weihnachtsfeier verschaffen hier im fremden Lande, wo sie ohnehin so viel entbehren müssen? Vielleicht daß die Bürgerschaft von Windhuk ihnen ein Fest in traulichem Beisammensein veranstaltete, damit sie doch etwas Heimatsgefühl haben könnten?" Das war neben manchem Andern seine herzbewegliche Bitte. Ich wußte, daß sie sich nicht mehr würde ermöglichen lassen; aber von dem Tage an stand mein Entschluß fest, selber unsern Soldaten hier, so gut ichs vermöchte, einen heimatlichen, deutschen, christlichen Weihnachtsabend zu bieten und, wenn möglich, auch darüber hinaus jeden Sonntagabend denen, die es wollten, die Möglichkeit zu verschaffen, ihre freie Zeit in edlerer Geselligkeit, als in den vielen Kneipen des Orts zu verbringen. Am vierten Advents-Sonntag wurde der Vorsatz zur Tat gemacht, durch Anschläge und Bekanntgebung im Parolebefehl zum Soldaten-Abend im evangelischen Pfarrhaus eingeladen.

Wie saßen wir beide, meine Frau und ich, mit gespannter Erwartung und klopfenden Herzens an jenem Abend in der Stube: wird Jemand kommen? Es war etwas Neues, was wir beginnen wollten, neu für die Soldaten, neu auch für uns selber, die wir noch kaum wußten, wie sich im Einzelnen Alles gestalten sollte. Das stand uns fest: gemütlich sollts den Gästen bei uns werden. Sie, die seit Monaten keinen behaglichen Raum mehr gesehen hatten, nur Wirtshausstuben und zerstörte Farmhäuser und schnell errichtete Lehmhütten und ihre bald zugig-kalten, bald glühend-heißen Zelte, sollten sich in unsern Zimmern zuerst einmal behaglich fühlen. Dann wollten wir ihnen Unterhaltung bieten, Vorlesung aus guten Büchern und Zeitschriften, Gesang von Chorälen und Volksliedern, und auch an einem ernsten Wort, mit auf den Weg zu nehmen, sollte es nicht fehlen.

Zwei, drei Leute kamen, sollte das Alles sein?

Da klopfte es an die Küchentür und eine ganze Schar bärtiger, gebräunter Gestalten schob sich herein: „Entschuldigen Sie, Herr Missionar, soll hier heute der Vortrag sein?" Sie wurden mit Jubel begrüßt und auf alle verfügbaren Stühle, Sessel und Sophas gesetzt, nun war das Zustandekommen unsres Soldaten-Abends gesichert.

Das nächste Mal, zur Weihnachtsfeier, war die Zahl der Besucher schon so groß, daß sie in unsern zwei Zimmern keinen Raum mehr fanden; so zogen wir in den angrenzenden Kirchsaal; der Weihnachtsbaum, der noch vom Gottesdienst her dastand, wurde noch einmal angezündet, und es war beim Lichterglanz und Gesang der alten lieben Weihnachtslieder eine herzerquickende Feier.

Im Kirchsaal sind wir nachher die weiteren Sonntage geblieben, bis auch der bei etwa 120 Besuchern zu klein wurde und die evangelische Missionskirche uns gastlich ihre Tore öffnete. Da hat dann der Soldaten-Abend seine Glanzzeit erlebt, als der Divisionspfarrer Schmidt, aus Namaland zurückkehrend, an mehreren reichgesegneten Abenden vor etwa 700 Zuhörern in ernsten, tief zu Herzen gehenden Worten von seinen Erlebnissen in den furchtbaren Kämpfen bei Groß-Nabas und in den wilden Karrasbergen sprach.

Längere Zeit hielten sich die Abende auf der Höhe von etwa 400 Besuchern, um dann — leider — einen allmählichen starken Rückgang zu erleben, so stark, daß die Wiederkehr des Weihnachtsfestes uns wieder in unserm alten Lokal, dem Kirchensaal der evangelischen Gemeinde, vereinigt finden konnte. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß dieser starke Rückgang wohl zum größten Teil durch die bedeutende Verminderung der in Windhuk stehenden Truppen zu erklären ist. Es ist doch ein Werk gewesen, diese Soldaten-Abende, das mir und allen denen, die daran mitgearbeitet haben, viel reine Freude gemacht hat, weil es mit Händen zu greifen war, daß hier ein notwendige Tat dankbare Aufnahme fand bei denen, für die sie gemeint war.

2

Interessant sollten unsere Abende sein. Das war nicht immer ein leichtes Ding, Sonntag für Sonntag Etwas zu finden, was unsern vielleicht gerade von langer Kolonnenfahrt nach dem Osten oder Süden des Schutzgebietes zurückgekehrten oder durch wildzerklüftete Gebirge auf der Spur des Feindes abgehetzten oder auch im Garnisondienst ermüdeten wackeren Krieger in den Stunden vorm Zapfenstreich noch fesseln konnte. Unschätzbare Dienste hat mir da ein Buch getan, das hoffentlich auch in Deutschland noch recht Viele zu ähnlichen Unternehmungen begeistert: Dr. Paul Luther, Deutsche Volksabende (Berlin, A. Duncker. 3, geb. 4 Mk.). Abende, welche „Heimatklänge" oder „Auf hoher See" und „Unsere Toten" und „Aus der Jugendzeit" betitelt waren, haben von da ihre Grundideen und auch einen guten Teil ihres Stoffes hergenommen. Dem Verfasser sei herzlich Dank für Alles, was er uns unbekannterweise Gutes geholfen hat. Aber auch Funcke und Frommel, Scheffel und Liliencron, Rosegger und Raabe, Frenssen und Freytag und vor allen Dingen Reuter haben jeder einmal einen Abend mit Scherz und Ernst ausgefüllt. Der ganze unermeßliche Reichtum an Schönem, Tiefem, Gutem, den wir Gebildeten an unsern Schriftstellern und Dichtern haben, und der den weniger Gebildeten zum großen Teil ein verschlossener Schatz ist, kommt Einem bei solcher Gelegenheit so recht deutlich zum Bewußtsein. Und es ist dann eine Freude, aus dem Schatze mitteilen zu können und zu sehen, wie unser Volk dankbar empfänglich ist für alle diese Schönheiten, die ihm nur noch nie so recht nahe gebracht waren.

Am meisten zog es freilich doch immer, wenn wir einen regelrechten Vortrag ankündigen konnten. Es ist ihrer eine bunte Reihe gewesen, die wir unsern Zuhörern geboten haben, und doch haben sie alle nur zwei großen Zwecken dienen sollen: unsere Soldaten für das fremde Land tüchtig und ihnen die Heimat überm Meer groß, herrlich und schön zu machen. Unmittelbar an den Willen sich wendend und auf die Abstellung schwerer Mißstände dringend, waren Vorträge „Ueber den Umgang mit Eingeborenen", „Wider den Alkohol" und „Wider die Verhunzung unsrer Muttersprache durch holländische und andere Afrikanerworte". Es wäre strafbar gewesen, eine so gute Gelegenheit unbenutzt zu lassen, einer Versammlung von jungen Männern ein offenes, ehrliches, ernstes Wort zu sagen über die Mißstände, die jeden Kolonialfreund mit tiefer Trauer erfüllen müssen.

Aber der oberste Zweck unsrer Abende war doch Unterhaltung, Anlockung möglichst Vieler, daß sie ihren Sonntagabend besser als am Biertisch verbrächten. In einem kurzen, packenden Schlußworte und in den einrahmenden Chorälen haben wir uns bemüht, jedem Abend auch einen entschieden christlichen Stempel aufzudrücken. Aber immer predigen hätte wohl viele von unsern Zuhörern abgeschreckt; und gerade an die wollten wir doch auch mit heran, die dem „Prediger" in weitem Bogen aus dem Wege gegangen wären. Jeder Vortragsgegenstand bietet ja schließlich auch immer noch Gelegenheit genug zu kurzen, aber ernsten Seitenblicken auf Glauben und Leben.

Nie haben wir uns umsonst gewandt an das Interesse, das dies fremdartige Südwestafrika Jedem, der es kennen lernt, einflößen muß. In sieben Vorträgen sprach Herr Missionar Wandres aus der Fülle seiner Erfahrungen über das Land und seine Leute: die originellen Fabeln der Hottentotten, der Charakter dieses verschlagenen Volkes, das Lebensbild unsres gefährlichsten Gegners, des Hendrik Witboi, aber auch das Tierleben des Landes, wie er es schilderte, Alles wurde mit unge-

teilter Aufmerksamkeit aufgenommen. Auch ein Vortrag über „Unsern Sternhimmel“ und ein andrer über das Pflanzenleben des Landes, sowie ein botanischer Ausflug zur Vorführung der wichtigsten „Feldkost-Pflanzen“ fand lebhaftes Interesse.

Um Vorurteilen gegen die Tätigkeit der evangelischen Mission in unserm Lande entgegen zu treten, bot das Buch von Paul, Die Mission in Deutschsüdwestafrika*) gute Dienste. Zwei Abende wurden ihm gewidmet. Von unsrer Kolonie schweifte andre Male der Blick hinüber auf die übrigen deutschen Kolonien. Dr. Paul Rohrbach führte in zwei Vorträgen unsre Soldaten in die vielfach so ähnlichen Verhältnisse Vorderasiens und des englischen Südafrika ein; ich selber schilderte Reiseerlebnisse in Italien und das Deutschtum im Auslande, wie es über die ganze Erde verstreut ist.

Aber in der Ferne lernt man erst die Heimat recht schätzen; kaum ein Abend ist wohl vergangen, der nicht in irgend einer Weise das mitbetont hätte. „Deutsches Heldentum“, „Heimatklänge“, „Deutsche Burgen“ wollten besonders mithelfen, das Bild der Heimat lebendig und lieb zu erhalten. Daß am Sedantage ein Vortrag über Sedan, am Reformationsfest einer über Luther nicht fehlen durfte, und daß auch dem großen Bismarck ein besonderer Abend geweiht wurde, ist wohl selbstverständlich.

3

Wie verlief nun solch ein Abend im Einzelnen? Daß jeder Abend seine einheitliche Grundstimmung haben solle, diese Forderung Dr. Paul Luthers haben wir möglichst immer durchzuführen gesucht. Der Ton wurde angeschlagen durch den einleitenden Choral und festgehalten in den Volksliedern, die den Vortrag einleiteten oder, wenn möglich, auch in ihn eingeflochten waren, ihn selber zu beleben und die Aufmerksamkeit der Zuhörer neu anzuregen. Oft stand auch noch Musik zur Verfügung, sei es die Garnisonkapelle, sei es einzelne Dilettanten, die ihr Können in den Dienst der guten Sache stellten. Auch ein Chor (der aber das Schicksal der meisten Chöre, Kurzlebigkeit, hatte) trug dazu bei, Abwechslung in solchen Abend hineinzubringen. Das Ganze dauerte $2^1/_2$ Stunden und verlief möglichst ungezwungen; nicht steife Feierlichkeit, packende Lebendigkeit wurde überall angestrebt, wie denn oft herzliches Lachen die Ausführungen der Redner belohnte. In der rechten Mischung von Scherz und Ernst scheint mir überhaupt ein gut Teil von der Wirkungskraft solcher Veranstaltungen zu liegen; freilich gibt es da unüberschreitbare Grenzlinien, die einzuhalten nicht immer leicht ist. Den Schluß bildete, durch einen Choral eingeleitet und von dem ersten Teil abgegrenzt, die Ansprache, die den Ton des ganzen Abends ins Religiöse übertrug und noch einmal kräftig erklingen ließ (z. B. „Die Heimat im Licht“ beim Vortrag „Heimatklänge“; „Christliches Heldentum“ beim Vortrag über „Deutsches Heldentum“; „Ein feste Burg ist unser Gott“ beim Vortrag über „Deutsche Burgen“; „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst Nichts auf der Welt“ beim Bismarck-Abend; das Jesuwort von „unsern geringsten Brüdern“ bei einem Hottentotten-Vortrag usw.).

4

Und der Erfolg unsrer Bemühungen? Er lag uns zunächst schon in jedem Manne, der kam und zuhörte. Wer Augen dafür hat, wie furchtbare Verheerungen der Alkohol in unserm Volke anrichtet, wie verderblich er auch hier unter unsern Soldaten wirkt, die ja kaum anders konnten, als ihre Abende im Wirtshaus zubringen, und wer mit Trauern sieht, wie unter seinem Einfluß der Sonntag zum unheilvollsten Tag der Woche wird, der wird es mit uns schon für einen Gewinn achten, wenn einige Hundert Soldaten wöchentlich ihren Sonntagabend ohne Alkohol haben konnten. Zeugnisse, daß die Abende gefallen haben, sind uns ungesucht in Menge zugekommen; daß Dem oder Jenem ein Wort, ein Lied nachgegangen, haben wir auch erfahren. Was aus der Saat des Gottesworts, die wir mit ausstreuten, geworden ist, wieviel davon unter die Dornen, wieviel auf guten Boden gefallen ist, das entzieht sich freilich unserm Wissen. Daß wir gesät haben, das muß uns hier, wie ja so oft, genügen.

Daß der Soldaten-Abend noch einer Ergänzung bedürfe, das ist mir schon sehr bald klar geworden. Dort konnte in der Hauptsache nur Werbearbeit getan werden; doch um den Soldaten, die schon im bewußten Christentum stehn und es sich bewahren wollen (so schwer ihre an Versuchungen reiche Umgebung es ihnen auch macht) und denen, die — vielleicht nach schweren Verirrungen — zum Glauben ihrer Kindheit zurückkehren wollen, einen festen Halt zu bieten, bedurfte es noch einer andern, ausgeprägter christlichen Veranstaltung. Etwas wie ein christlicher Männerverein oder Soldatenverein schwebte mir vor; aber die Ausführung verschob sich immer wieder. Da schlug die drängende Bitte eines lieben jungen Soldatenbruders durch alle zögernden Bedenken durch, und im Oktober 1905 wurde auch unser Soldatenverein in Angriff genommen. Bald stellte sichs freilich heraus, daß das Bedürfnis nach brüderlicher, christlicher Gemeinschaft (engerer als der bloße Gottesdienst sie geben kann) weiter griff, als ich zunächst gedacht hatte. Auch Zivilfamilien, auch Frauen, baten an den Vereinsabenden teilnehmen zu dürfen; und so sind aus den Vereinsabenden Bibelstunden geworden mit allgemeiner Beteiligung an der Besprechung, freiem Gebet und Gesang. Inhaltsreiche, schöne Abende, die ich nicht mehr missen möchte — und, ich denke, die meisten von den Teilnehmern auch nicht. Beides besteht nun nebeneinander im neuen Jahre fort: jeden Sonntag Soldatenabend, jeden Donnerstag Bibelstunde; Beides bedarf noch des Ausbaues, Beides möge Gott weiter segnen.

5

Warum ich von diesen Dingen berichte?

Vor $1^1/_2$ Jahren brachte die Christliche Welt (1904 Nr. 28) einen Aufsatz von mir über die Ursachen des Herero-Aufstandes, der mir den Vorwurf der Missionsfeindschaft eingetragen hat. Schmerzlich genug habe ich unter dem Vorwurf gelitten, schmerzlicher manchmal fast noch unter den unerwünschten Verbündeten, die mir meine Worte eingebracht. Jetzt wollte ich an einem Beispiel zeigen, wie wir in Wahrheit hier nie aufgehört haben, Hand in Hand zu arbeiten, der Pastor und der Missionar, zum Segen, denke ich, für beide Teile.

Ferner: der Krieg schickt soviel traurige und unerwünschte Nachrichten von hier nach Deutschland hinüber, warum soll da nicht auch einmal von einem Stückchen Friedenswerk die Rede sein. Mancher Mutter könnte es doch ein tröstlicher Beweis sein, daß ihr Sohn hier nicht nur zwischen den „Wilden“ haust, daß er auch hier noch immer im Bereich von Christentum und Deutschtum ist.

Endlich aber dachte ich auch: in der Lage, wie hier in Windhuk, ist mancher Pfarrer in kleinen Garnisonstädten auch drüben in Deutschland. Als Garnisonprediger hat er auch der Soldaten sich mit anzunehmen und empfindet es vielleicht schmerzlich und drückend, wie wenig er doch im Grunde an diesen Teil seiner Gemeinde herankommt. Er möchte ihnen doch noch anders näher treten als nur im Gottesdienst, wohin, wie er sehr wohl weiß, der größte Teil doch nur gezwungen, kommandiert, kommt. Und ich glaube, die Kirche **hat** auch **alle Ursache**, unsern Brüdern im bunten Rock dienend und liebend nachzugehen. Es ist der Kern und die Zukunft unseres deutschen Volkes, der da unter Waffen steht. Sie sind auf Jahre hinaus vom Elternhaus und Beruf und heimatlichen Verhältnissen losgelöst; wie große Gefahren daraus für die sittliche und religiöse Entwicklung des Einzelnen entstehen, weiß Jeder, der selbst gedient hat. In den großen Garnisonen bieten die seit einigen Jahren von den Jünglingsvereinen und Christlichen Vereinen errichteten Soldatenheime denen, die nicht ins Wirtshausleben versinken wollen, einen Halt und einen Ort, wo sie sich zuhause fühlen können. Aber was sollen die Soldaten der kleinen Garnisonen mit ihrer freien Zeit anfangen? Spazierengehen,

*) C. Paul, Die Mission in unsern Kolonien. Drittes Heft. Dresden, Ungelenk 1905. 166 S. 1,50 Mk. Den früheren Heften dieses ausgezeichneten Sammelwerks schließt sich das jetzige würdig an, äußerlich etwas geschmückter und zugleich billiger als die andern. Es schildert die Geschichte der Anfänge der Mission, die Zeit der deutschen Kolonialherrschaft und den Hereroaufstand. D H

auf die Dörfer zum Tanze gehn, Abends im Wirtshaus sitzen, wenn sie noch Geld haben. Was bleibt ihnen dann weiter viel übrig? Gewiß hat hier auch der Staat noch eine große Aufgabe zu erfüllen: denen, die er um seiner Zwecke willen aus Familie und Beruf herausreißt, auch eine edle und fördernde Erholung zu bieten, damit er nicht selbst mit daran schuld ist, wenn die jungen Leute auf Abwege geraten und schweren Seelenschaden aus ihrer Militärzeit mit heimbringen. Aber ebenso hat auch die Kirche die Pflicht, hier helfend und bewahrend mit einzutreten. Ein Weg, wie das geschehen **kann**, hat sich uns hier geöffnet. Und ich glaubte ein Bild davon, wie wirs gemacht haben, geben zu sollen, damit die erfreulichen, guten Erfahrungen, die wir hier mit den Soldaten-Abenden machen durften, vielleicht Den und Jenen in Deutschland ermutigten, daheim auch einmal Aehnliches zu versuchen. Nicht nur Pastoren, sondern auch Laien, erst recht Laien.

Der Pastor allein **kann** eine solche Einrichtung auf die Dauer garnicht aufrecht erhalten und so vielseitig, wie wünschenswert ist, ausgestalten, wenn er nicht, wie ich hier, Hülfe findet aus seiner Gemeinde heraus. Mancherlei Talente, musikalische, gesangliche, rednerische, deklamatorische, können dabei Verwendung finden, und das Gemeindeleben wird nur Segen haben von solcher Beteiligung der Laien an positiver Gemeindearbeit. **Wilhelm Anz**

Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde zu Windhuk in Deutsch-Südwestafrika

---

Frauenarbeit in der Heilsarmee

In einem Artikel, der die Ueberschrift trägt „Die Frau auf der Kanzel und im Gemeindekirchenrat“, schrieb vor nicht allzulanger Zeit ein kühner Anonymus in einer Berliner kirchlichen Wochenschrift: „Die Frau auf der Kanzel ist eine Schwester der Frau der freien Liebe; sie ist ein Degenerationszeichen.“ — Das Thema wird durch vier Spalten hindurch variiert; doch genügt wohl diese eine Probe, um den „Geist“ des anonymen Verfassers zu kennzeichnen.

Dabei ist es natürlich die böse liberale Theologie und die noch viel schlimmere Frauenbewegung, die Schuld an diesem Unheil trägt. — Man begreift freilich den Zorn gegen die predigende Frau nicht ganz („die Frau auf der Kanzel bedeckt nur mühsam mit den Falten des Talars die mangelnde Selbstbescheidung“), da der Verfasser selbst doch schwerlich je eine Frau auf der Kanzel gesehen und gehört hat und kaum befürchten wird, in der preußischen Staatskirche etwas Derartiges zu erleben.

Aber vielleicht verlohnte es der Mühe, zu zeigen, daß es sich bei der kirchlichen Arbeit der Frauen, sogar beim Predigen, durchaus nicht um eine unerhörte Neuerung handelt. Von urchristlichen Zuständen soll hier abgesehen werden; aber seelsorgerische Frauenarbeit in großem Umfange haben wir auch heute schon in Deutschland zu beobachten Gelegenheit, allerdings — außerhalb der Staatskirche: in der Heilsarmee.

Wenn man die Geschichte dieser Bewegung studiert (über deren Wert man ja verschieden urteilen mag), so wird man jedenfalls sehr bald sehen, eine wie unendliche Bedeutung hier Frauenarbeit gespielt hat.

Es ist charakteristisch für Catharine Booth, daß sie noch als Braut des damaligen Methodistenpredigers William Booth nur eine ernstliche Differenz zwischen sich und ihrem Bräutigam kennt: sie bezieht sich auf die Frage der geistigen Ebenbürtigkeit von Mann und Frau. Wie ihr deutscher Biograph Oliphant erzählt, gelingt es ihr, ihren Mann zu der Anschauung zu bekehren, „daß die Frau, wenn ihr dieselbe Erziehung und dieselbe Gelegenheit zuteil würde wie dem Mann, demselben in jeder Beziehung intellektuell und geistig gleich steht.“ Man mag dem zustimmen oder nicht. Sicherlich zeugt es für die überragende Bedeutung dieser Frau, daß sie imstande war, ihren Mann für diese Anschauung zu gewinnen.

Sie ist es auch, die ihren Gemahl veranlaßt hat, aus der Methodistengemeinde auszuscheiden und seinen eignen Weg zu gehen, eine ungemein mutvolle Tat, wenn man bedenkt, daß damit zunächst die Existenz der ganzen Familie Booth aufs Spiel gesetzt war.

Ihre eigentliche Lebensarbeit setzt ein in dem Moment, wo die Heilsarmee als solche gegründet ist und Catharine Booth es wagt, als öffentliche Predigerin aufzutreten. Wir besitzen eine von ihr selbst verfaßte Verteidigung dieser ihrer Tätigkeit („On Female Ministry“), denn Angriffe sind selbstverständlich auch in England nicht ausgeblieben.

Charakteristisch für ihre Art der Verteidigung und den kühnen Glauben an ihre Mission sind darin die Worte:

> **Wann** die Kirche den Frauen erlauben wird, in ihren Versammlungen zu sprechen, kann nur eine Frage der Zeit sein, des gesunden Menschenverstandes, der öffentlichen Meinung .... Wenn das wahre Licht scheint und Gott an die Stelle menschlicher Tradition tritt, dann wird der Theologe, der lehrt, daß Paulus befiehlt, daß das Weib schweige, wenn Gottes Geist sie zu reden treibt, so angesehen werden wie ein Astronom, der lehrt, daß die Sonne ein Trabant der Erde ist.

Gewiß, kühne Worte, aber ausgesprochen aus jenem Gefühl eines innern Berufs heraus, der stärker als jede äußere Satzung, unwiderstehlicher als die strengste Sitte ist.

Und dabei hat diese Frau verstanden, was uns deutschen Frauen noch heute das große Problem scheint: die harmonische Vereinigung von Mutterschaft und geistiger Arbeit.

Catharine Booth ist achtmal Mutter geworden, und sie hat die Sorge um ihre Kinder niemals geringer angeschlagen als die um die Armee. Man mag es als unnötige Engherzigkeit empfinden, wenn sie ihrer ältesten Tochter, die ein sehr starkes Bildungsbedürfnis empfindet, den von einer Freundin angebotenen Aufenthalt in einem Pensionat verweigert. Die dort herrschende „weltliche Kleidung“ der Schülerinnen und die ganze weltliche Atmosphäre scheinen ihr eine Gefahr für ihr Kind zu bedeuten. Der Brief, in dem sie der Tochter diese Eröffnung macht, zeigt jedenfalls mit wie warmer Liebe und mit wie regem bis ins kleinste gehenden Interesse sie das Leben ihrer Tochter verfolgt.

Der Zug auch unserer deutschen Gemeinschaftskreise, jede Wissenschaft, allen voran die Theologie, als „Erfindung des Teufels“ zu betrachten, ist auch ihr nicht fremd. An sozialem Verständnis und sozialem Interesse übertrifft sie aber sicherlich deutsche Kreise.

Als des Generals bekanntes Buch In the Darkest England and the Way out erscheint, da hat sie den Mut, neben „gefallenen Mädchen“ von „gefallenen Männern“ zu sprechen. Ihre Biographie schreibt:

> Vielleicht hat die Schaffung jenes Ausdrucks „gefallene Männer“ mehr für die Sache der „gefallenen Frauen“ getan, als irgend etwas Anderes während der letzten zwölf Jahre; denn er ist nun häufig auf den Lippen unserer Gesetzgeber, unserer Prediger des Evangeliums und der Vorsteher unserer Gerichtshöfe; ebenso führen unsere öffentlichen Redner ihn im Munde.

Diese Worte mögen für England zutreffen. In Deutschland spüren wir jedenfalls Wenig oder Nichts davon, und es sollte doch jeder Frau zu denken geben, daß sogar unsere Sittlichkeitskongresse immer nur „gefallene Mädchen“ kennen, von unserer Gesetzgebung ganz zu schweigen.

So bleibt es ein Verdienst der Heilsarmee, und wahrlich kein geringes, gerade diesen Teil sozialer Arbeit zuerst mit besonderer Energie in Angriff genommen zu haben, und es ist bekannt, eine wie große Zahl von Arbeiterinnen in allen Ländern die Heilsarmee heute auf diesem Gebiet beschäftigt.

Nicht selten pflegen Kinder kraftvoller und eigenartiger Persönlichkeiten eine von jenen ganz verschiedene Entwicklung einzuschlagen. Es ist, als übe der überragende Einfluß der Eltern einen Druck auf den Menschen aus, der dazu führt, daß er, selbständig geworden, ganz andere Wege einschlägt. Die Kinder von Catharine Booth sind alle in der Armee geblieben, und ihnen, zumal den Frauen, verdankt sie nicht zum mindesten ihren blühenden Fortgang, umfaßt doch die Arbeit heute nicht nur den ganzen europäischen Kontinent, sondern sämtliche Erdteile, natürlich besonders die englischen Kolonien.

Ueberall sind es zum großen Teil weibliche Kräfte, in

deren Händen die Arbeit selbst wie auch die Leitung liegt; und auch wo ein Ehepaar an der Spitze steht, übt häufig die Frau den überragenden Einfluß.

Am charakteristischsten tritt das vielleicht bei Emma Booth-Tucker hervor, deren Biographie wir von ihrem Manne besitzen. — Ihr Arbeitsfeld ist hauptsächlich Indien gewesen, später Amerika.

Es ist bezeichnend für das Vorgehen der Heilsarmee bei Hindus und Muhamedanern, bis zu welchem Grade man sich den nationalen Sitten und Empfindungen anzupassen sucht, nicht nur, daß man die Tracht des betreffenden Landes anlegt, wie der Indier seine Nahrung mit den Fingern verzehrt, nein, — man legt sich auch einen indischen Namen bei usw. Hier, wo die Frau vom öffentlichen Leben völlig ausgeschlossen ist, war es ein weit kühneres Unternehmen als in England, Frauen öffentlich redend auftreten zu lassen. Wir hören auch, daß man in einer Dorfgemeinde einmal ausdrücklich männliche Salutisten verlangt. — Da man die aber im Augenblick nicht zur Verfügung hat, so versucht man es trotzdem mit Frauen — und — es gelingt. Religiöser Enthusiasmus hat wohl zu allen Zeiten Schranken besiegt, die Andern unübersteigbar schienen.

Wieviel mehr diese Arbeit in Amerika, dem Lande, in dem Gesetz und Sitte heute den Frauen am günstigsten sind, Erfolg hat, braucht kaum gesagt zu werden.

Eines berührt nun recht eigentümlich, wenn man diese Biographien liest. Immer wieder betonen diese Frauen, daß sie nicht Frauenrechtlerinnen seien, ganz gleich in welchem Sinne es sei. Fast mit sittlicher Entrüstung wird das abgewiesen. — Freilich wird dann meist hinzugefügt: Sie nahmen sich eben dieses oder jenes Recht kraft ihrer Persönlichkeit.

Vielleicht liegt darin mit das Geheimnis ihrer Erfolge: Ansprüche, die der Einzelne für sich allein erhebt, — mag es sich auch um außergewöhnliche Dinge handeln — die werden als Ausnahmen ertragen, zumal wenn sie mit jenem religiösen Enthusiasmus vorgebracht werden, der der Heilsarmee eigen ist und in dem ihre Wirkung auf die Massen beruht. Dazu kommt der Eindruck eines fröhlichen Christentums bei allen diesen Frauen, eine Art des Auftretens, die man nur mit dem englischen Ausdruck charming bezeichnen kann: bei allen Ansprüchen, die man erhebt, erweckt man doch den Eindruck liebenswürdiger Anspruchslosigkeit.

Solche religiösen Enthusiasten stehen außerhalb des Rahmens der gewöhnlichen Bedingungen menschlicher Tätigkeit. Ihnen mag man außergewöhnliche Rechte zugestehen. Man wird darum nie Gefahr laufen, sie auch Andern bewilligen zu müssen.

Aber die Frau, die für sich selbst neue Wege bahnt, sollte immer soviel soziales Empfinden, soviel Frauenstolz und soviel Achtung und Liebe für ihr eignes Geschlecht haben, nie nur für sich allein, sondern für alle jene mitzuarbeiten, die mit ihr gemeinsamen Zielen zustreben.

In dem schrankenlosen religiösen Individualismus weiblicher Tätigkeit in der Heilsarmee liegt ihre Größe, aber auch ihre Grenze — und ihre Kritik. L Stöcker

Zur Wunderfrage

Vgl. 1904 Nr. 36. 47; 1905 Nr. 7. 8. 13. 23. 26. 39. 44; 1906 Nr. 6

Können wir noch von „Wunder" reden, wenn wir von der Unmöglichkeit einer Durchbrechung des Naturzusammenhangs überzeugt sind? Ja, weil beim Wunder der Hauptnachdruck von jeher nicht darauf lag, wie Etwas geschah, sondern daß Etwas geschah. Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß auch die Art und Weise des Geschehens bei der Beurteilung, ob Etwas als Wunder zu gelten habe, mit hereinspielte. Aber dies war nicht das Primäre; sondern das unerwartete, überraschende Eintreten eines Ereignisses, das auf eine unmittelbare Erschließung Gottes hinwies, gab ihm den Charakter des Wunderbaren. Vergleiche das Wunder des Durchzugs durchs Rote Meer. Das war das Entscheidende, daß ein Weg durchs Meer gebahnt war zur rechten Zeit. Ein Wunder, obwohl man wußte, wie, durch welche natürliche Vermittlung die Bahnung des Wegs erfolgte! Darin erkannte das Volk die Fürsorge seines Gottes, daß er den Ostwind schickte (2. Mos. 14, 21). Besteht dagegen bei einem Ereignis das Wunderbare in der Art und Weise des Geschehens, wie bei den sogenannten Mirakeln, so muß das religiöse Moment zurücktreten. Denn solche Geschehnisse sind nicht um ihres Hinweises auf Gott, sondern um ihrer selbst willen interessant. Glücklicherweise sind darum auch die Mirakel verhältnismäßig selten in der Bibel. Jesus verwahrt sich ausdrücklich gegen die Zumutung, solche zu tun. Sie lähmen, ja hindern geradezu das religiöse Interesse. Dieses beruht lediglich darauf, daß sich ein Ereignis als unerwartetes, daher wunderbares, gottgewirktes uns darbietet.

Wunder in diesem Sinn spielen sich täglich vor unsern Augen ab. Alles Geschehen ist nach unserm Wissen vermittelt nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Unvermitteltes Geschehen gibts nicht, jedenfalls nicht für unser menschliches Erkennen. Aber daß diese oder jene physischen oder geistigen Kräfte in die Erscheinung treten, daß sie gerade zu dieser oder jener Zeit wirksam werden, das wird immer den Charakter des Wunderbaren an sich tragen. Ein Beispiel. Man kann Jesus erklären und verstehen aus seiner Zeit heraus. Selbst wenn das restlos gelänge, wäre das Wunder seiner Persönlichkeit nicht vermindert. Denn das Wunder besteht darin, daß dieser Jesus nun auch wirklich kam, als er nötig war. So bei jeder großen Persönlichkeit. Viele warten auf den Mann, der für unsere Zeit das lösende Wort sprechen wird. Wie dieser Held sein muß, was er leisten muß, das kann man sich schon denken. Aber die Hauptsache ist, daß er kommt. Mit allem unserem Nachdenken richten wir da Nichts aus. Wir müssen warten, bis die Tatsache eintritt. Dann wirds uns ergreifen, wie ein Wunder. Wars nicht bei den Einheitsbestrebungen Deutschlands so? — Ja, es ist jede Persönlichkeit von diesem Gesichtspunkt aus ein Wunder. Ihr Sosein ist erklärbar; ihr Dasein ist das erfreuliche oder bedauerliche Faktum, das nicht weiter zu erklären ist. — Dieser Charakter des Wunderbaren haftet endlich auch den Naturkräften an. Wir können sie erforschen und die Gesetze ihres Wirkens beschreiben. Aber daß gerade diese Kräfte da sind und nicht andere, daß sie so wirken und nicht anders, das ist das „Zufällige", das Unerklärliche, Wunderbare, das wir bloß konstatieren können. Nach unserem Verstand bemessen könnte es ja ganz anders, viel „rationeller" sein auf der Welt, als es in Wirklichkeit ist. Die Wirklichkeit ist immer etwas bloß Tatsächliches, durchaus nichts Vernunftnotwendiges, daher auch Unerklärliches, Wunderbares. Insofern trägt alles Seiende den Charakter des Wunderbaren. Wir stehen vor dem Geheimnis des Seins, das der eindringendste Verstand nicht wird klar legen können.

Ganz besonders eindrucksvoll macht sich dies Geheimnis dann geltend, wenn aus der unergründlichen Tiefe des Lebens neue schöpferische Kräfte auftauchen, welche die ganze Struktur, den ganzen Anblick des Menschheitsbaus verändern. Die Art und Weise, wie diese Kräfte wirken, ist eine gesetzmäßige und darum begreifliche, erklärliche. Aber schon die Tatsache, daß sie überhaupt auftauchen, dann daß sie gerade jetzt eingreifen, endlich daß diese und nicht andere Kräfte wirksam werden, die den Weg in ganz andere Bahnen lenkten, das Alles bleibt für alle Zeiten wunderbar. Faut

Stimmen der Väter

Theodor Gottlieb von Hippel

Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Zwei Bände. Berlin 1793 f. Leipzig, Göschen 1860*)

Liebe

Wer bei Liebe bloß auf den Geist säet, vergißt, daß er ein Mensch ist; wer aber bloß auf das Fleisch säet, erniedrigt

*) Die Sätze sind alle dem ersten Bande der Ausgabe von 1860 entnommen. Vgl. Christliche Welt d. J. Nr. 12.

sich der nicht unter den Menschen? . . . Die Geschlechterneigung in Ordnung bringen, heißt die Welt reformieren. (S. 127)

Die Geschlechterneigung hebt, duldet, trägt Alles; und doch ist selten eine Ehe ohne Reservate. (S. 187)

Familie

Es gehört Erziehung dazu, wenn Kinder ihre Eltern ehren, Geschwister sich untereinander nicht verraten und verkaufen sollen.

Geschwister kennen sich in der Regel am wenigsten, weil sie zusammen aufwuchsen. Kommt es unter ihnen ans Beobachten — wo ist mehr Zank, Haß und Widerwille als hier? Gedenket des armen Josephs. (S. 187)

Kinderfragen

Schuldig gebliebene Antworten sind bewährte Hausmittel, die fragende Jugend auf Irrwege zu führen. (S. 141)

Freundschaft

Freundschaft ist eine wechselseitige Verbindung, nach welcher einer den andern nicht verachtet, ob er gleich dessen Schwäche mit den Händen greifen kann. (S. 187)

Zu enge Freundschaft, und wären David und Jonathan die Freunde, zieht Verachtung nach sich. Nur Mann und Weib können ohne Verachtung sich so genau als möglich kennen lernen. (S. 186)

Bosheit und Schwäche

Die Bosheit macht schwach, und die Schwäche macht boshaft. Ein Mann, der sich bewußt ist, Mann zu sein, pflegt so wenig in Härte, als in Eigendünkel auszuarten: er geht dem Kinde aus dem Wege. Kleine Leute dagegen sind schon böse, weil sie klein sind. Sie schlagen Wellen, um eine Fliege zu ersäufen, und brauchen einen Orkan, um ein Vergißmeinnicht zu entblättern. (S. 180)

Menschenwert

Gott sei gelobt, daß kein Mensch sich so zeigt, wie er ist! (S. 187)

Niemand ist zu tadeln, weil er das ist, was er ist, sondern weil er das nicht ist, wofür er gehalten sein will. (S. 180)

Lebensbeschreibungen

Warum liest man so gern selbsteigene Lebensbeschreibungen? Weil, wenn man gleich weiß, daß der Mensch sich nicht vorgesetzt hat die Wahrheit zu sagen, man sich doch einbildet, er werde, eh er es selbst merkt, sich verreden, rot werden, und wir dann ausrufen können: Erubescit, salva res est. (S. 186)

Mitteilsamkeit

Ist es nicht eine gute Seite der Menschen, daß sie Nichts für sich allein behalten können?

Aus dem Satze: „Nur das hab ich, was ich sehen lasse“ fließt natürlich die Betrachtung: „Nur das ist dein, dessen du dich zu entäußern im Stande bist“. (S. 199)

Demut

Herrschsucht ist der Hang aller Menschen. Selbst das Christentum lehrt: wir wären geistliche Könige, Priester und Propheten. Warum nicht geistliche Bauern und Handwerker? (S. 200)

Rom

Hätten Se. Heiligkeit nicht wohlgetan, sich einen andern Jünger, als den Petrus, zum Stammvater zu wählen? Ich hätte den Johannes vorgeschlagen. (S. 176)

Des Papsts und Türken Mord

Dem geistlichen Stande eignet und gebührt auch beim Morde die Ehre. (S. 224)

Wenngleich der Reim und der Zorn oft tun, was nicht recht ist, so sind doch Mord und Wort poetisch verwandt und prosaisch verschwägert. (S. 227)

Die Kirche und was ihr anhängt vergießt nicht Blut; Wasser und Feuer sind ihre Waffen, Tränen und Autodafé. (S. 168)

Krieg

Die Kriege, die Wir von Gottes Gnaden führen, sind gerecht, dagegen die, welche Andere von Gottes Gnaden führen, ungerecht sind. (S. 227)

Glaube

Im Tun können wir Andern Exempel geben, im Glauben nicht. Wir glauben insgesamt; ein Jeder glaubt anders. (S. 188)

Fatalismus und Resignation

Ein Kreuz ist eine Schande, wenn es ein Sinnbild ist, daß ich Seele und Herz, beide Hände und beide Füße untätig kreuze, und mich einem gewissen faulenzenden Mystizismus und Fatalismus ergebe, und hier, als auf einer grünen Aue, mich weide. (S. 130)

Seelen von Inhalt und Nachdruck ist der Mut und der Trost der Notwendigkeit eigen. (S. 217)

Der Pfarrer

Es heißt vom Geistlichen: ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; doch hat er den Schlüssel auch von der Erde und zum Kopf und Herzen derer, die mit ihm umgehen. Die Geistlichen taufen, sie konfirmieren, sie kopulieren — sie finden die Menschen, wenn ihr Herz und ihre Seele offen und jedes Eindruckes fähig sind. (S. 19)

Aufklärung

Wer Aufklärung anders als das Salz braucht, kennt die Menschen nicht. Salz ist ein gut Ding. Was ist indeß unerträglicher: versalzen oder ungesalzen? (S. 192)

Mehr Verstand, mehr Wille, mehr Treue, mehr Glaube heißt darum nicht: lauter Verstand, lauter Wille, lauter Treue, lauter Glaube. Jede Freude muß mit edlem Schmerz, jeder Schmerz mit einer Art von Freude, jede Vernunft mit Einfalt, jeder Glaube mit Zweifel gewürzt werden, sonst fehlt überall der Reiz. . . . Ein gemilderter Frühlingstag ist von allen der beste: ein Sonn-, ein Festtag! (S. 192)

Poesie und Philosophie

Poeten setzen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit in den Anfang der Welt, Philosophen dagegen in die späteste Zukunft. (S. 213)

Gesang

Sprich, und du bist ein Mitmensch. Singe, und wir sind Brüder und Schwestern! (S. 218)

Wenn die Verdammten in der Hölle singen könnten, wären sie nicht aus aller Not? (S. 207)

Das Leben

Der Tod läßt sich überwinden; allein dieses Leben, wenn es ewig wäre, würde uns mehr zu stehen kommen, als wir haben und auftreiben können. (S. 154)

Im Tode

Niemand ist vor seinem Tode glücklich, sagte Solon; im Tode sind wir Alle glücklich — Alle! (S. 21)

Deutsche Kunst

1. Goethe und Dürer

Je lebhafter sich neuerdings bei uns der Wunsch und das Bestreben durchsetzt, das Leben des Einzelnen wie das der Volksgesamtheit mehr als zuvor durch die Kunst zu bereichern und zu verklären, um so lauter erklingt zugleich der Ruf nach Abkehr von fremder Art und nach bewußter Pflege der heimischen, der deutschen Kunst. Das ist verständlich und richtig. Nur ist es äußerst schwer, mit klaren Worten deutlich zu umschreiben, was eigentlich das Wesen der deutschen Kunst aus-

macht. Unwillkürlich fühlen wir uns von echten deutschen Kunstschöpfungen lebhaft angesprochen, und für Werke ausländischer Art empfinden wir bei richtig geleitetem Kunstsinne selten wirklich tiefgehende oder dauernde Neigung. Worin aber die eigentlichen Kennzeichen des deutschen Kunstempfindens bestehen und was es von fremdem Fühlen und Schaffen unterscheidet, läßt sich gar nicht so leicht und so bestimmt in Worte fassen, wie man das wohl denken möchte. Und ich sage im Anschluß an meine Erfahrungen hierüber, auch auf die Gefahr hin, deshalb verlästert oder verspottet zu werden: eine völlig erschöpfende, deutlich umgrenzte Wortbeschreibung deutschen Kunstwesens ist einfach unmöglich. Mehr wie ein paar fließende Grenzlinien werden wir auch bei ernstestem Nachgrübeln nnd vorurteilslosester Forschung durch alle solche planmäßige Erörterungen kaum aufzuzeichnen vermögen. Der letzte Rest bleibt geheimnisvoll und der klaren begrifflichen Erkenntnis unzugänglich, so kräftig er auch als eine starke Wirklichkeit erlebt und erfahren werden mag.

Aber schon solche Grenzlinien zu finden und dessen deutlich bewußt zu werden, worin ein echt deutsches Kunstwerk sich von fremden unterscheiden mag, hat seinen eigenen Reiz und seinen lehrreichen Wert. Dabei folgen wir selbstverständlich gern den Spuren, die auf solchen suchenden Pfaden vor uns unsere Großen gewandert sind, und möchten gern von denen lernen, was es wohl für ein Ding um bodenwüchsiges deutsches Kunstempfinden sei.

Wir wissen, daß Herder einst über deutsche Art und Kunst eine eigene bedeutsame Schrift veröffentlicht hat, und wir suchen ihrer habhaft zu werden in der sicheren Erwartung, hier sachgemäßen Aufschluß zu finden. Aber wir sind einigermaßen enttäuscht, wenn wir das Werkchen in die Hand bekommen. Wohl lautet anspruchsvoll und verheißend sein Titel „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter“. (Hamburg bei Bode 1773, 182 Seiten des schlechtesten Papiers und fehlerhaftesten Drucks.) Aber wenn wir es aufschlagen, begegnet uns zunächst ein „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“. Alsdann ein Aufsatz über Shakespeare. Beides von Herder selbst geschrieben, aber ohne Ausbeute für unseren Zweck. Auch eine Mösersche Betrachtung über deutsche Geschichte bietet uns keine grundsätzlichen Erörterungen über deutsches Wesen. Umso gespannter sind wir dann, wenn uns die Ueberschrift „Von deutscher Baukunst“ entgegenleuchtet und wir erfahren, daß der Verfasser dieser Abhandlung der junge Goethe ist, der darin seinem Straßburger Verkehr mit Herder ein glänzendes Denkmal gesetzt hat. Freilich, eine ruhig sich fortspinnenende Gedankenentwicklung über das tiefste Wesen der deutschen Baukunst suchen wir auch hier vergebens. Es ist vielmehr ein im Ueberschwang der Begeisterung gesungenes Loblied auf die Herrlichkeit des Straßburger Münsters. Aber Goethe hätte eben nicht Goethe sein müssen, wenn er nicht dies volle Getön seines Preisgesangs durch kluge und wahre Betrachtungen allgemeiner Art unterbrochen hätte. Sein Aufsatz ist darum auch heute noch äußerst lesenswert, fesselnd und lehrreich. Einige herausgegriffene Sätze können das dartun.

Zunächst legt Goethe das ewig wahre grundsätzliche Bekenntnis ab, daß es leicht und köstlich ist, ein aus verwandtem Geist entsprossenes Kunstwerk zu genießen, aber schwer, ja unmöglich, diesen Kunstgenuß nach seinem tiefsten Wesen begrifflich zu zergliedern. „Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat; ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte.“

Die Straßburger Freunde waren sich wohl bewußt, daß dieses Schwärmen für den gotisch-barbarischen Bau etwas sehr Unmodernes war. Denn der aufgeklärte Verstand der Zeit sah in solchen Kunstwerken des dunklen Mittelalters Nichts als ungezügelte Rauhheit und rohe Stärke. Der Moderichtung gegenüber weiß Goethe verständige Worte zu finden, mit denen er deutschen vom fremdem Geschmack trefflich zu scheiden vermag: „Laß diesen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne.“ Da haben wir eine der wichtigsten Grenzlinien deutlich gezeichnet: es liebt der Romane den weichen Fluß der Linien, die glatten Formen, die sanft vorschwebenden Farben, während der Deutsche stets eine Neigung für die charakteristische Linie, die deutlich ausgesprochene Form, die kräftig leuchtende Farbe gehabt hat, auch dann, wenn diese Linie etwas Eckiges, Knittriges, diese Form etwas Ungefüges, Derbes, diese Farbe etwas Buntes, Grelles hatte und so der Gesamteindruck eines Werkes mehr herb und spröde als gefällig und anmutig ward.

Goethe erkannte richtig, daß für unsern Geschmack die äußere schmückende Verzierung durch das, was man so obenhin schön nennt, etwas Minderwertiges ist und daß wir vor allen Dingen in der Kunst nach Wahrhaftigkeit des Ausdrucks und der Bildung trachten. Das muß ja manchmal, wie gerade auch in der Gotik des Straßburger Doms, zu Gebilden führen, die dem Auge wirr und kraus scheinen. Aber gerade auch diese Formen erwuchsen dem folgerechten Streben, einen einmal angenommenen Bildungsgrundsatz bis zur letzten Schlußfolge sich entwickeln zu lassen. Daher Goethe: „Und laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn *eine* Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen ... Diese charakteristische Kunst ist uns die einzig wahre.“ So hatte der junge Feuergeist auch recht, wenn er die Zeitgenossen einlud, mit seinen klaren unbestochenen Augen diese Kunstgebilde anzuschauen. „Tretet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele.“ Und mit feiner Beobachtung erkannte der Lobredner deutscher Kunst, wie die Empfindung für das Wahre und Charakteristische nicht nur in der deutschen Baukunst, sondern auch in der Malerei das kennzeichnende Merkmal sei. Er rief mit ehrlicher Wärme die köstlichen Wahrworte aus, für die wir heute wieder einen Widerhall in jeder deutschen Seele finden möchten: „Wie sehr unsere geschminkten Puppenmaler verhaßt sind, vermag ich nicht zu deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge ausspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!“

So findet denn im letzten Grunde Goethe die rechte innere Art der deutschen Kunst nicht in der untersuchenden, prüfenden, schließenden Erörterung am besten ausgesprochen, sondern in den Werken der deutschen Kunst und in dem Schaffen der deutschen Meister selbst. Er verschmäht eine systematische deutsche Aesthetik und weist frisch und lebhaft auf die Wirklichkeit deutscher Kunstoffenbarungen hin.

Das wird ja allewege die beste, ja die einzig giltige Weise sein, hinter das Wesen der deutschen Kunst zu kommen. Nur daß sich auch hier einige Bedenken anknüpfen. Ich will nicht davon reden, daß es wohl eigentlich nicht so ohne Weiteres angängig ist, wie das Goethe tat, in der Gotik des Straßburger Münsters gerade besonders deutsche Kunst zu sehen. Denn wenn auch diese Kunstweise stark germanisch beeinflußt war: im letzten Grunde hatte sie ihre Ursprungsstätte und ihren Ausbildungsort in Frankreich; und eigentlich deutsch ist eben nicht die Hochblüte französischer Gotik, wie sie uns in Straßburg und Köln entgegentritt, sondern die Formenbildung und Bauweise, die wir als Spätgotik ein wenig zu belächeln oder gar zu verachten gelehrt werden — da wir doch gerade in dieser Kunstsprache am ehesten unser eigenstes Wesen wieder erkennen könnten und sollten. Seis drum: wir wollen meinethalben das Straßburger Münster als germanische Kunst gelten lassen; nur müssen wir dabei betonen, daß auf jeden Fall ein gutes Stück romanisches Wesen dabei mit unterläuft.

Aber wichtiger noch ist Dies. Goethe schätzt Albrecht Dürer als den echtesten und größten deutschen Meister und rühmt geradezu als das tiefste Wesen seiner Kunst das Eckige, Holzgeschnitzte, Ungefüge seiner Gestalten, aus deren unbeholfenen Formen uns so klar und innig die deutsche Seele hervorleuchte, wie sonst aus keinen vaterländischen Kunstgebilden. Das ist richtig, und wir empfinden gleichermaßen. Nur daß wir dabei nicht vergessen dürfen, was so oft unbeachtet bleibt: wie

dieser selbe urdeutsche Meister Albrecht Dürer zeitlebens oder doch von dem Augenblicke an, in dem er die italienische Kunst der Renaissance kennen gelernt hatte, mit heißem Bemühen darauf aus war, das „Holzgeschnitzte" seiner Heimat und seiner eigenen Natur zugunsten der welschen weichen Linie zurückzudrängen und es mit der anmutigen Form italienischen Kunstsprache zu vereinen. Sein ganzes Kunststreben ist ein steter Kampf, ein fortgesetztes Sehnen, die beiden Kunstweisen der grauen Heimat und der sonnigen Fremde innig zu verschmelzen; und wenn wir in dem letzten Zeitraume seines Schaffens die Werke höchster Vollkommenheit erblicken, so geschieht es, weil wir aus diesen Gestalten nicht nur deutsche Charakterisierungskunst und deutsches Seelenleben herauslesen, sondern weil Albrecht Dürer für diese deutsche tiefe Art auch äußerlich ein gut Stück italienische Schönheit und welschen Kunstausdruck gefunden hatte.

Und immer weiter. DerselbeGoethe, der hier in wundervoller Jugendbegeisterung für gotische Bauweise und Dürersche Eckigkeit eintritt, hat bald genug die Freude an dieser hochgepriesenen heimischen Kunstweise verloren und nicht eher Ruhe gefunden, bis er nach Zeiten deutscher und antiker Einseitigkeit im höchsten Alter mit reifstem Urteil den deutschen Faust mit der hellenischen Helena vermählt hatte. Auch hier also bei allem treuen Festhalten an der eigensten Volksart doch auch ein starkes Hinausstreben aus deutscher Beschränkung und eine Befruchtung und Verklärung deutschen Kunstschaffens durch fremde hellenisch-romanische Art.

Scheint es so zum unveräußerlichen Merkmal deutscher Kunst zu gehören, daß sie sich nicht in selbstsicherem Stolze von fremder Art völlig abschließt, daß sie vielmehr ihre Großmeister auf Pfade weist, die aus der Heimat in die Fremde führen, um dann nach der Heimkehr umso siegesgewisser den eignen erneuten Pfad zu gehen, so wird es doch durch diese flutende, befruchtende Wechselbeziehung nur umso schwerer, das tiefste Eigenwesen der deutschen Kunst glatt und reinlich zu umgrenzen.

2. Wagner und Bach

Die deutscheste aller Künste ist die Musik. Auf den anderen Kunstgebieten gibt es allerwege Leistungen, so groß und so nahe den unsrigen, daß sie uns hoch zu überragen drohen. Aber was die deutsche Musik an tönendem Ausdruck des Unaussprechlichen geschaffen hat, ist nirgends überboten worden. Hier reichen uns alle Nationen willig und neidlos den Kranz. So liegt es nahe, bei den deutschen Tonmeistern nachzufragen, ob sie mit hellen Worten uns zu künden wissen, was deutsche Kunst sei. Sie alle werden solchen Untersuchungen aus dem Wege gehen und mit sieghaftem Lächeln stumm auf ihre Werke weisen: diese, die Tonschöpfungen der deutschen Meister, die seien deutsche Kunst. Nur Einem unter ihnen war es gegeben, nicht nur zu schaffen, sondern auch über sein Schaffen und sein Geschaffenes klare Rede zu stehen. So wenden wir uns zu ihm und achten darauf, wie Richard Wagner das Wesen der deutschen Kunst erfaßt, wie er es dargestellt, wie er es beschrieben hat. Gestaltet hat ers wohl am klarsten, jedenfalls am liebenswürdigsten in seinen herrlichen Meistersingern, die ja recht eigentlich das hohe Preislied deutscher Kunst darstellen. Beschrieben hat ers mehrfach. So in einer ausführlichen Abhandlung über „Deutsche Kunst und deutsche Politik", die aber nach seiner Art so polemisch und dabei so deutlich für ihren ersten Leser, den jungen Bayernkönig, bestimmt ist, daß für unsern Zweck wenig Gewinn abfällt, wir müßten denn einige treffliche Worte aus dem Zusammenhange reißen und hier wiedergeben, was untunlich sein dürfte. Dann aber kürzer, bestimmter, schöner in seinem Aufsatze „Was ist deutsch?" aus dem Jahre 1865 mit dem Schluß von 1878.

Da erhalten wir zunächst die nicht üble Umschreibung: „Deutsch ist, was uns **deutlich** ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte, unserem Boden Entsprossene." Das ist hübsch gesagt; aber nun regt sich erst recht die Frage, worin denn eigentlich dieses Ursprüngliche und Urwüchsige bestehe. Wagner antwortet: vor Allem in dem bohrenden, selbstlosen Ernst und in der unbestechlichen Redlichkeit; in der triebmäßigen Empfindung für das Gesunde und Wahre, das Ehrliche und Unverfälschte, Echte. In dem Abscheu vor allem Gleißenden, Hohlen, äußerlich Schimmernden, Pomphaften. So in der Kunst wie bei allen Regungen des Geisteslebens, auch in der Religion. „Unter Religionsfreiheit versteht er (der Deutsche) nichts Anderes als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen." Aber ebenso in der Musik. Und Richard Wagners ganzer, lebenslanger heißer Kampf ist ja dafür gestritten worden, daß der deutsche Ernst auch in der Musik seinen Platz behaupte, jeder welschen, fremden Tändelei gegenüber. Darum hat er ja so bittere Zorn- und Klageworte gegen italienische und französische Musik auch unter den deutschen Tonmeistern gefunden, weil er diese süßen, weichen, zärtlichen Melodien, die sich „leicht behalten" lassen, mit Recht für unvereinbar hielt mit echtem deutschen Wesen, das nach dem Ausdruck des Tiefsten und Erhabensten ringt, aber auch auf oberflächliches Gefallen gern verzichtet. Und gerade wie Albrecht Dürers tiefgründige Kunst sich nicht leicht und mühelos dem Auge einschmeichelt, sondern mit sorglicher Liebe angeschaut und mit dem tiefsten Gemüt ergriffen werden will, wenn man sie recht würdigen und verstehen soll, so muß sich das deutsche Ohr vor jenen Weisen hüten, die sich mit lieblicher List rasch einsingen, aber keine Tiefe, keinen Ernst, keine Wahrheit, keine Seele haben. Auch die echte deutsche Musik will mit liebender Hingebung und sorglicher Treue genossen sein. Sie erschließt ihren tiefsten Wert und Sinn nicht mit oberflächlich tönendem Sinnenkitzel dem flüchtig hinhorchenden Ohr, sondern nur dem bis in die Tiefe geöffneten deutschen Gemüte. Das was rasch um anmutiger Linien oder um zierlichen Klanges willen zu gefallen pflegt, ist nicht deutsche Kunst. Deutsche Kunst fordert ein starkes Sichversenken, einen kräftigen Willen zum Verstehen und Genießen, ein suchendes Eindringen, ein Mitbeteiligtsein der ganzen Seele. So hat es Richard Wagner verstanden und dafür hat er gekämpft, gelitten und gesiegt. Er hats auch mit Worten und Urteilen getan. Aber wie ers einige Blätter hindurch versuchte, hat er den bloßen Redekampf aufgegeben. Und wie Goethe schließlich keinen bessern Ausweg wußte, um deutsche Art zu beschreiben, als daß er, der Wortgewandte, auf die Tat der großen Künstler, auf ihre Schöpfungen hinwies, so hat auch Wagner anstatt den verschlungenen Dornenpfad gedanklicher Begriffsbildungen zu wandern, um zu erhärten, was deutsche Kunst sei, alsbald lieber das lebendige Beispiel gewählt. Er sagt:

> Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes. . . . Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte hervor. Als Goethes „Götz" erschien, jubelte er auf: das ist deutsch! Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei!

3. Thode, Böcklin, Thoma

Ganz neuerdings hat Henry Thode versucht, die charakteristischen Züge des bildenden deutschen Genius herauszuspüren und zunächst unabhängig von bestimmten Kunstbeispielen mit Worten systematisch zu beschreiben. Er hat dabei vier eigentümliche Kennzeichen der deutschen Kunst gefunden.

1. Der starke Gefühlsausdruck, der von den Künstlern ihren Schöpfungen verliehen wird. Was immer sie darzustellen haben, wird von Innen heraus beseelt und belebt.

2. Der Universalismus des Schauens. Für Gefühl und Phantasie des Deutschen ist Alles in der Welt, das Kleine wie das Große, von Wichtigkeit, Alles dünkt ihn der Wiedergabe und Verherrlichung wert.

3. Die unvergleichliche Naturtreue oder Naturliebe, eine bis ins Einzelnste gehende gewissenhafte Beobachtung und Nachbildung der Natur.

4. Die große Erfindungskraft der Phantasie, ihr lebhaftes

Spiel mit eben denselben Erscheinungen, die von dem deutschen Künstlerauge nicht treu, nicht genau genug nachgeahmt werden konnten.

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Zweifellos enthält diese Umschreibung des deutschen Kunstwesens ein gutes Stück Wahrheit, und wir sind dem geistvollen Kunsthistoriker dankbar dafür, daß er aus der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Kenntnisse und Erfahrungen uns diesen beschränkenden Ausschnitt in scharfer Prägung geboten hat. Nur will ich dieser grauen Theorie aus drei Gründen nicht recht froh werden, aus Gründen, die nicht eigentlich eine Widerlegung der von Thode aufgestellten Satzungen enthalten, aber deren Vorhandensein mir von vornherein die Bedeutung seiner Sätze stark einzuschränken scheint.

Das erste wird Thode ohne Weiteres zugeben, da ers selbst garnicht anders gewollt hat: seine Begriffsbestimmung gilt nur für die bildende Kunst — so sagt er selbst; sie umfaßt also nicht Baukunst und Musik. Sie gilt nicht einmal ohne weiteres für die Bildnerei, sondern höchstens für die Malkunst, so sage ich. Also ist diese Erklärung zunächst lange nicht erschöpfend genug.

Zweitens. Ich weiß nicht, ob Thode diese Erklärung schon früher ausgesonnen hat. Veröffentlicht hat er sie jedenfalls jetzt in einer Streitschrift (Böcklin und Thoma. Acht Vorträge über Neudeutsche Malerei. Heidelberg, Winter 1905). Diese Streitschrift ist gegen die moderne namentlich von Liebermann gepflegte und von Meier-Gräfe verteidigte Malerei gerichtet und bestimmt, das endgiltige Verdammungsurteil über diese Richtung zu fällen und zu begründen. Thode hatte mancherlei Anlaß und Befugnis, diese Schrift zu schreiben. Aber sie mußte naturgemäß heftig und bitter werden. Dabei hat sich Thode in der Hitze des Gefechts von Uebertreibungen und Einseitigkeiten nicht fern gehalten und von seinen Gegnern und ihrer Kunst ein Zerrbild entworfen, das oft recht ungerecht ist. Darüber mag ich mich hier nicht weiter auslassen. Ich müßte sonst ausführlich begründen, warum ich den Zustand der modernen Malerei nicht als gar so geistverlassen und jämmerlich ansehe, wie Thode das tun zu sollen glaubt. Aber auch: gesetzt, er habe in seinem Tadel allenthalben Recht. Daß sein Ton erregt ist, wird er nicht leugnen wollen. Doch eine erregte Streitschrift erscheint mir von vornherein grundsätzlich nicht der Ort, um eine so viel Ruhe und Besonnenheit erfordernde Frage, wie die nach dem tiefsten Wesen deutscher Kunst mit der notwendigen Umsicht und Geistesstille zu lösen. Auch beim besten Willen wird in einem solchen Werk die Begriffsbestimmung so ausfallen, daß die hart bekämpften Gegner von vornherein unter das Gericht dieser Definition fallen müssen, also von der deutschen Kunst ausgeschlossen sein werden. Natürlich beabsichtigt das Thode nicht; aber er tuts doch. Seine Erklärung über das Wesen deutscher Kunst ist doch so ausgefallen, daß in ihr Liebermann und viele Andere keinen Platz mehr finden. Und das eben ist nach meiner Ansicht ungerecht.

Endlich aber — und diese Einschränkung versöhnt mich einigermaßen mit Thodes Unterfangen: seine Schrift ist im letzten Grunde nicht nur dem Töten moderner Maler, ja nicht nur den theoretischen Spekulationen über die Kunst, sondern der Verherrlichung zweier deutscher Großmeister bestimmt. Und so wollen wir, was er an Definitionen und Kampfrufen bietet, willig hinnehmen als ein Vorspiel zu dem Preisgesang, den er zu Ehren von Böcklin und Thoma anstimmt. Dies Lied lassen wir uns dann gern gefallen und singens vielstimmig mit, wenns uns so rein und voll vorgesungen wird, wie das Thode tut.

So kommt auch er schließlich doch dazu, höher als alle Grübeleien und Theorien den Hinweis auf das lebendige Beispiel der deutschen Meister und ihrer Schöpfungen zu werten, also den Weg einzuschlagen, den wir vordem Goethe und Wagner wandern sahen und den wir für den einzig richtigen halten müssen, wenn es gelten soll, die Frage nach deutscher Art und Kunst einigermaßen verständlich und erfolgreich zu beantworten.

Richard Bürkner

Verschiedenes

Bilderatlas zur Bibelkunde. Bearbeitet von Dr. L. Frohnmeyer und Dr. J. Benzinger. Stuttgart, Th. Benzinger 1905. 188 Tafeln mit begleitendem Text. 6 Mk.

Das ist ein Werk, das unumschränktes Lob verdient und auf möglichst vielen Büchertischen liegen sollte. Es nennt sich ein „Handbuch für den Religionslehrer und Bibelfreund", und wahrlich dafür ist es ein vortrefflich geeignetes Buch. Man möchte fast neidisch werden auf unsere heutigen Gymnasiasten und Studenten, denen so herrliche Hilfsmittel zur eigenen Anschauung gegeben werden: uns wurde auch von Vielem erzählt, aber wir konnten uns doch nur unklare Vorstellungen machen. Erst mit dem Erscheinen von Riehms Handwörterbuch wurde es besser; aber dies ist für die Schule und den einfachen Bibelfreund zu teuer, enthält auch nicht für alle Gebiete Abbildungen. Die geographischen Bilder, die in diesem Buche nach den besten Photographien hergestellt und in einem solchen Maßstab ausgeführt sind, daß sie eine klare Anschauung ermöglichen, fehlen dort fast ganz. Diesen Teil werden auch Alle, welche einmal im heiligen Lande weilten, mit großer Freude begrüßen. Wir werden von Aegypten über den Sinai ins heilige Land geführt, durch Judäa, Samaria und Galiläa, weiter nach Damaskus und an die religionsgeschichtlichen Stätten in Kleinasien, Griechenland und Italien. — Die zweite Abteilung enthält Abbildungen zur Geschichte Israels, besonders werden die neuen Funde berücksichtigt. Steindenkmäler (aus Aegypten, Assyrien und Palästina: Mesa, Tell Amarna, Karnak, Siloahinschrift usw.), Münzen und Bildnisse sollen den Entwicklungsgang der eigenartigen Geschichte verdeutlichen. — Nicht minder interessant sind die Abbildungen der dritten Abteilung: Zum Kultus, und die der vierten Abteilung: Alltagsleben der alten Israeliten. Hier erkennt man den kundigen Bearbeiter der hebräischen Archäologie, der diese vier ersten Teile zusammengestellt hat. In der vierten Abteilung ist auch das heutige Leben in Palästina in gewinnbringender Weise herangezogen, wenn es möglich war, dadurch ein klareres Bild von mancher Ezählung oder dem Volksleben der Bibel zu geben. — Endlich macht die fünfte Abteilung: Zur biblischen Naturgeschichte (bearbeitet von Schulrat Frohnmeyer) einen schönen Schluß. Nur möchten wir für diesen Teil einen Ersatz der weniger schönen Tierbilder (Federzeichnungen) durch bessere und auch eine größere Anzahl von Pflanzenbildern, wie einige geologische Skizzen (Profile 2c.) wünschen, die gerade für den Unterricht von besonderem Wert sind. — Der Text sollte, wie die Verfasser betonen, nicht in selbständiger und in erschöpfender Weise die einzelnen fachwissenschaftlichen Gebiete behandeln, sondern nur das Bild verständlich machen, seine Bedeutung für den fraglichen Gegenstand kurz aufzeigen, von Bild zu Bild eine Brücke schlagen und so die Einheit des scheinbar disparaten Materials herstellen. Diese Absicht ist in vorzüglicher Weise zur Ausführung gekommen; für den Sachkundigen bietet der Text mehr fein orientierende Uebersichten, für den Laien, den Bibelfreund bietet er aber eine Handhabe des Verständnisses. Die Ausstattung durch den Verleger ist splendide, der Druck klar und scharf. Dieser Bibelatlas sollte in den oberen Klassen unserer höheren Schulen, wo man gern den Religionsunterricht beleben möchte, allgemeine Einführung finden; aber auch für jeden Bibelleser ist er ein schönes Geschenk. Wie wir hören, sind schon verschiedene Ausgaben in anderen Sprachen in Vorbereitung. Wir empfehlen das Werk allen Lesern aufs angelegentlichste, es wird ihnen bald lieb und unentbehrlich werden.

Jerusalem — Bußmann

Unterredungen mit Epiktet. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Joseph Grabisch. Jena, Eugen Diederichs 1904. 157 S. 3, geb. 4,50 Mk.

In weit höherem Grade als Marc Aurel mit seinen Selbstbetrachtungen ist der etwa 80 Jahre ältere Stoiker Epiktet geeignet, zu veranschaulichen, in welchem Sinn und Maß „die Zeit erfüllet" war, als das Christentum sich der Welt als wahre Religion anbot. Erhalten ist uns aus der Feder jenes Mannes nur ein Handbuch der Moral, von dem eine deutsche Uebersetzung im gleichen Verlage bald erscheinen soll; näher aber als dort tritt er uns eigentlich noch in den „Unterredungen", die sein Schüler Arrian aufgezeichnet hat.

Daß die neue Uebersetzung nicht den gesamten von Arrian aufgezeichneten Stoff mitteilt sondern nur eine Auswahl des Charakteristischen gibt, soweit es für den modernen Leser auch ohne besondere Kenntnisse auf dem Gebiet der griechischen Philosophie verständlich und anziehend ist, ist nur zu billigen sein. Auch sind die wertvollsten Stücke aus Arrian zu ihrem Recht gebracht, wie das Kapitel über Gott als Vater aller Menschen und das über unsre Gotteskindschaft, das über die Vorsehung, über Gott in uns und über die Seelenruhe gegenüber allem von unserm Willen unabhängigen Leid. Kleinere Auslassungen innerhalb der bevorzugten Kapitel sind zwar nicht grundsätzlich zu tadeln, hätten nur durch Punkte angedeutet werden sollen. Wo sie indeß bloß ein par harmlose Worte umfassen oder wie z. B. S. 118 die wenigen, durch die an Homer und seinen Mythen geübte Kritik bedeutsamen Sätze, vermisse ich sie ungern; denn auch eine gewisse triviale Redseligkeit und ein pedantischer Prinzipienkult gehören zum Bilde des frommen und hochgesinnten Sklaven-Philosophen: getrost darf man dringend um Vergleich mit den Worten Jesu oder des Paulus bitten!

Sehr bedauerlich ist an dem vornehm ausgestatteten Buche nur, daß der Uebersetzer zwar nicht ungeschickt — im ungefähren Erraten

dessen, was Epiktet sagen will, sogar recht gewandt — aber offenbar mit griechischen Texten nicht in gleichem Maße vertraut ist. Ich wundre mich, daß der Verlag für seine Liebhaberausgaben nicht tüchtige Philologen gewinnt: vollends wenn „eine fast wörtliche Uebersetzung" versprochen wird. Jülicher

Andreas Bodenstein von Karlstadt. Von Hermann Barge. 2 Bände. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1905. 10 und 12 Mk.

Es hängt wohl mit der modernen Relativierungsstimmung zusammen, wenn die Heroen der Nation, wie sie in der vollen Wucht ihrer Persönlichkeit als absolute Größen die Geister bezwangen und bezwingen, unter dem Seziermesser der historischen Kritik und der mit ihr verbundenen scharfen psychologischen Analyse von ihrem hohen Podium herunter steigen müssen, „menschlicher" — vielleicht „allzumenschlich" — werden, um dann erst wieder, nach diesem Relativierungsbade, in ganz anderer Weise — ich glaube: nur zu ihrem Vorteile — die Führerrolle zu übernehmen. Die Kehrseite dieses Vermenschlichungsprozesses ist, daß die dii minores, die der Heros entweder vornehm ignorierte oder gönnerhaft protegierte oder aber auch mit schwerem Tritte zermalmte, hochsteigen und in ihrer Berechtigung als Ergänzungen und Ausfüllungen gewisser Lücken der „Großen" gewürdigt werden. Wir reden dann von „Ehrenrettungen".

Seinen vormaligen Amtsgenossen Karlstadt hat der große Luther zermalmt; er hat diesen lästigen und unbequemen Gegner, der so fein des Großen Schwächen herausfand, niedergestampft. Und die moralische Vernichtung ist ihm gelungen; als der „Schwarmgeist" und unklare Kopf lebte Karlstadt in der Geschichte. Die Biographie von Jäger hatte das Siegel darauf gedrückt. Das wird jetzt anders werden. Barges Biographie ist eine Ehrenrettung und wird als solche ihre Wirkung tun, man wird gerechter und unbefangener über den Unglücklichen — denn als solcher erscheint er jetzt — urteilen. Ob aber jetzt, falls man sich ganz an Barge anschließt, nicht zu günstig? Wie faßt Barge seinen Helden näher auf?

Sein Buch ist unter allen Umständen eine Arbeit von staunenswertem Fleiße und eine hervorragende Bereicherung unseres Wissens. Mit größtem Eifer sind unbekannte Quellen (z. T. in den Anhängen abgedruckt) herangezogen, die letzten Jahre Karlstadts in der Schweiz, über die wir bisher so gut wie Nichts wußten, sind aufgehellt, und der Verfasser bemüht sich sichtlich und mit bestem Erfolge um die Erweiterung der Biographie zur Zeitgeschichte: einer der glänzendsten Abschnitte ist die Darstellung der Wirkung Karlstadtscher Ideen in den verschiedensten Volksbewegungen. Volksbewegungen — denn Barge sucht das Wesen Karlstadts im Volksmanne, er ist „Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus", moderner ausgedrückt so eine Art National-Sozialer der Reformationszeit. Als solcher wünscht er, wie er es in Wittenberg während Luthers Wartburgzeit versucht hat, Selbstorganisation der christlichen Gemeinde; von hier aus bekämpft er die Aristokratisierung der Reformation im Landeskirchentum, ohne je zum Münzerschen Radikalen zu werden; er möchte die neue evangelische Geistesbewegung auf der breiten Volksbasis erhalten, die sie ursprünglich hatte — darum auch sein intensives soziales Wirken und seine scharfe Erkenntnis, daß zu einer Weiterführung der Massen nicht das Luthersche, auf den Herrgott, der es schon zur rechten Zeit machen wird, vertrauende laisser-aller, sondern ein durchgreifender Puritanismus erforderlich ist.

Gewiß hat die Ehrenrettung Karlstadts in diesen Punkten ihre Stärke: in ihm ist eine Kraft lebendig, deren Verlust im Fortgang der Reformation man lebhaft beklagen muß, weil er so tiefgreifend nach allen Seiten hin gewesen ist. Aber Barge hat seine Ehrenrettung doch meines Erachtens erzielt nur auf Kosten einer Ungerechtigkeit gegen Luther und einer Ueberschätzung Karlstadts. Den Einzelnachweis habe ich an anderer Stelle zu erbringen; hier erwähne ich nur, daß jener Puritanismus in aller Deutlichkeit die typischen Züge sektiererischer Gesetzlichkeit an sich trägt, der gegenüber die Luthersche innere Freiheit religiös und ethisch viel höher steht. Das tritt bei Barge nicht deutlich genug heraus. Ferner: wenn gegen die Luthersche Neigung zum ethischen Quietismus die Karlstadtsche Aktivität betont wird, so übersieht Barge, daß diese vermeintliche Aktivität nichts Anderes ist als die mystische Niederzwingung des Fleisches (im weitesten Sinne), also durchaus negative Ethik. Karlstadt steigert hier die Luthersche Position, wie er überhaupt von Luther viel stärker abhängig ist, als es bei Barge in die Erscheinung tritt. Und warum ist die Linie, die von Erasmus zu Karlstadt führt, nicht verfolgt? Sie dürfte sehr wichtig sein.

Doch alle Differenzen können die Anerkennung des tüchtigen Werkes nicht herabdrücken, es bietet auch dem Nicht-Theologen bei gefälliger Schreibweise der Aufklärung Viel. W. Köhler

Die ersten Jesuiten in Deutschland. Von Walter Friedensburg. (Schriften für das Volk, herausgeg. vom Verein für Reformationsgeschichte. Nr. 41). Halle a. S. R. Haupt 1905, 74 S. 75 Pf.

Wieviel von allen denen, die über die Jesuiten jahraus jahrein zanken und streiten, haben sich jemals verpflichtet gefühlt, Geschichte und System dieses Ordens wirklich zu studieren? Wieviel von allen denen, die über kirchenpolitische Fragen schreiben, sind je über das einseitige Für und Wider hinausgekommen? Wie es der katholischen Welt unendlich schwer zu fallen scheint, die Innerlichkeit und Größe Luthers zu begreifen, so pflegt im protestantischen Lager der Gesellschaft Jesu gegenüber gerade das zu versagen, was sonst für selbstverständlich gilt: die objektive wissenschaftliche Schätzung jeder geschichtlichen Größe. Darum sei die vorliegende Schrift Friedensburgs aufs wärmste begrüßt: ein Büchlein fürs Volk, das nicht gegen oder für, sondern über die Jesuiten geschrieben ist. Nicht als ob der Verfasser unter bewußtem Verzicht auf Urteil und Stellungnahme lediglich die äußeren Begebenheiten geschildert hätte, nein! er bekennt sich selbst zum Protestantismus und tritt unverborgen für deutsch-protestantische Interessen dem Jesuitismus gegenüber ein. Aber das hindert ihn nicht, dem größten Orden der römischen Kirche gerecht zu werden und treue Bilder seiner Führer zu entwerfen, so wie sie waren, nicht wie der Haß ihrer Gegner sie schilderte. Auch mögen Manchem, der es noch nicht weiß, die Augen aufgehen für die schweren Versündigungen des Protestantismus, denen die Gesellschaft Jesu in erster Linie ihre Erfolge verdankt. Auf eine Inhaltsangabe der Schrift muß ich verzichten. Ich erwähne nur, daß sie in 5 Kapiteln die Tätigkeit des Petrus Faber, des Nikolaus Bobadilla, des Petrus Kanisius, des Klaudius Jajus, sowie die Gründung der ersten Jesuitenkollegien in Deutschland behandelt. Daß alle Ausführungen wissenschaftlich fundiert sind, ist bei einem Manne wie Friedensburg selbstverständlich. Die einfache, schmucklose und doch fesselnde Sprache wird jeden Leser festhalten, der das Büchlein zur Hand nimmt. W. Ohr

Für die Freunde Hamanns (vgl. o. Sp. 314) ist es wichtig, daß die unvollständige Rothsche Ausgabe seiner Schriften (1821 ff.) kürzlich eine wertvolle Ergänzung erfahren hat. Wir verdanken sie Dr. Heinrich Weber, der sich bereits vor zwei Jahren durch eine genaue Untersuchung über das Verhältnis von Hamann und Kant verdient gemacht hat (vgl. 1904 Nr. 32, Sp. 759). War bei Roth eine Menge von Briefen und Briefstellen aus verschiednen Gründen weggeblieben, so liegen diese Reste nun wenigstens in ihren interessantesten Teilen gesammelt vor, darunter glücklicher Weise auch einige, die als verschollen galten. Vor allem treten jetzt die Jugendjahre von 1752—57 in ein helleres Licht, und die eigentümliche Gewissensehe des von Frömmigkeit durchglühten Mannes empfängt einige Erklärung. Die Schwierigkeiten der Arbeit waren groß, sind aber zumeist vortrefflich überwunden worden. In der Schematisierung von Hamanns Orthographie hat der Herausgeber sie sogar unnütz vergrößert; denn die Unregelmäßigkeiten und Merkwürdigkeiten durften oder mußten als Denkmäler der besondern Geistesart Hamanns zur Geltung kommen. Doch soll diese Bemerkung unsern schuldigen Dank nicht schmälern. — Das Buch ist, vornehm ausgestattet, bei Beck in München erschienen; es trägt den Titel: Neue Hamanniana, umfaßt 183 Seiten nebst einer Faksimile-Beigabe und kostet ungebunden 10 Mk. (auch unter Berücksichtigung der Ausstattung ein sehr teurer Preis!)

Sibyllinische Blätter ist der rechte Titel der Sammlung, die Rudolf Unger aus Hamanns Schriften für die „Erzieher zu Deutscher Bildung" (Jena, Diederichs 1905. 2, gebunden 3, in Leder 3,50 Mk.) zusammengestellt und mit einer trefflichen Einleitung versehen hat. Wer gerne in die Tiefen gräbt, um ungemünztes Gold zu finden, wer kurze „weitstrahlsinnige" Sätze mehr liebt als einen breiten Redestrom, dem sei das Büchlein warm empfohlen. Wenn Einer, so ist Hamann der Meister des Aphorismus. Wir wollen es dem Verleger danken, daß er der Beurteilung des Magus durch unsre großen „liberalen" Litterarhistoriker zum Trotz ihn unter die „Erzieher" aufgenommen hat. Aber auch Unger gebührt unser Dank; denn er hat die religiösen Wurzeln des Hamannschen Denkens gut erkannt und deshalb seiner Auswahl einen interessanten religiösen Sonderabschnitt eingefügt. Die wissenschaftliche Arbeit, die derselbe Verfasser kürzlich über Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens bei Beck in München (6,50 Mk.) herausgegeben hat, wird demnächst hier besprochen werden; auch sie beschäftigt sich eingehend mit der Frömmigkeit ihres Helden. Stephan

Tolstois religiöse Botschaft. Dargestellt und beurteilt in vier Vorträgen von Dr. F. Rittelmeyer. Ulm, Kerler 1905. 148 S. 2 Mk.

Diese Vorträge haben mich in hohem Maße angesprochen. Sie handeln von Tolstois Entwicklung, Weltbeurteilung, Lebensauffassung, Kulturbedeutung; die Ueberschriften sind vielleicht nicht die glücklichsten Bezeichnungen für die Themata der einzelnen Vorträge (speziell die des zweiten und dritten Vortrags lassen nicht vermuten, daß Rittelmeyer hier zuerst wesentlich Tolstois Beurteilung des Kirchentums und Deutung des Christentums vorbringt, dann mehr seine freie Philosophie), aber das bedeutet nicht viel. In frischer guter Rede weiß Rittelmeyer schon formell zu fesseln. Wichtiger ist, daß er sachlich Belangreiches zu sagen hat. Ich habe eine frühere Schrift Rittelmeyers, die Nietzsche und sein Verhältnis zur Religion in Vortragsform behandelt, bisher nicht gelesen, werde aber nach dieser Schrift über Tolstoi auch sie mir sicher vornehmen, da mir diese zweite verbürgt, daß sie wertvoll ist. Die ausgezeichnete allgemeine und speziell die treffliche theologische Bildung, die Rittelmeyer an seinen Stoff heranbringt, gestattet ihm diesen in guter Perspektive zu behandeln; er verliert sich nicht an den großen Russen und meistert auch nicht in kleinlicher Weise an ihm. Ich meinesteils differenziere etwas stärker bei Tolstoi; der herrliche Dichter und der edle große Mensch hat es mir stets angetan, der Philosoph und Theolog weniger. Gewiß ist Tolstoi auch als „Denker" von Bedeutung, aber doch nur in weitem Abstande vom „Dichter". Seine menschliche Größe liegt in seiner sittlichen Heldenhaftigkeit. Auch nach der Lektüre von Rittelmeyers Vorträgen bin ich nicht überzeugt, daß Tolstoi unter die „Propheten" zu versetzen sei. Rittelmeyer will als Propheten diejenigen bezeichnen, „die gegen die zu Recht bestehende Religion im Namen der reineren Religion ihre Stimme er-

heben" (S. 116), aber das ist eine zu bescheidene Definition. Man sollte wieder etwas vorsichtiger werden mit der Ausspendung des Prophetentitels; der religiös-sittliche Geschmack leidet unter der heutigen Bereitwilligkeit, allenthalben Propheten anzuerkennen. Selbst für Rußland, worauf Rittelmeyer die prophetische Bedeutung Tolstois einzuschränken vielleicht willig ist, kann ich seinem Urteil nicht ohne weiteres beitreten. Es ist zu viel Wirres, Phantastisches in dem „Evangelium" des Mannes. Selbst das slawische Kirchentum bleibt zum Teil reicher als er. Er erinnert mannigfach an Bizarrerien der russischen Sektierer. Rittelmeyer hat es keineswegs übersehen, daß Tolstoi durch und durch „Russe" ist, aber er kennt das russische Volkstum und Christentum doch nicht genau genug. Völlig recht hat er, wenn er meint, daß Tolstoi auch uns Westeuropäern Etwas zu sagen hat. Welcher reiche Dichtergeist, der so mächtig erschüttert ist von der bangen Frage nach dem Sinne des Lebens, wie dieser, sollte das nicht können? Immerhin meine ich, daß wir Evangelischen uns nicht abzustreiten brauchen, das Richtige an Tolstois Gedanken sei uns eigentlich längst bekannt. Kattenbusch

Lebensgeschichte der Erde. Von Willy Pastor. — **Die Erde in der Zeit des Menschen.** Von Demselben. Jena, Diederichs 1903 und 1904. Je 5,50, gebunden 6,50 Mk.

Es gibt viele Arbeiten, die die Theologie noch zu leisten hat. Als eine der wichtigsten und dankbarsten denke ich mir eine Darstellung der Geschichte der Erde und ihrer Menschen nach dem großen ihr zu Grunde liegenden Gottesplan. So lange die Theologie dazu noch nicht die Zeit und die Mittel hat, werden wir dankbar sein für Bücher wie die von Willy Pastor, der die Gesamtgeschichte der Erde in zwei knappen, lesbaren Bänden großzügig beschreibt. Dem Grundsatz seines Lehrers Fechner folgend versteht er alle Erscheinungen auf der Erde als Aeußerungen eines einheitlichen planetaren Willens. Wir sehen, wie die Erde zum „Krustentier" wird, wie sie durch „Verpuppung" und „Mauserung" eine immer vollkommnere Gestalt annimmt und schließlich das Menschengeschlecht herausbildet, das von seinen „germanoiden" Wanderungen vom Norden an bis zur Gegenwart allerhand Blüten treibt, seine letzte und schönste im Germanentum, zumal im Deutschtum. Das Christentum und die Reformation werden als wertvolle Glieder in dieser Entwicklungskette anerkannt.

In einer noch immer durch Kleinkram und Zersplitterung charakterisierten Zeit wirkt ein solches Gesamtgemälde mit seinen großen einfachen Strichen immer erfreulich. Man wird auch den Fleiß bewundern, mit dem der Verfasser auf allen Gebieten der Natur- und Menschheitsgeschichte sich heimisch gemacht hat, und an vielen geistreichen Gedanken und treffenden Charakteristiken seine Freude haben. Wenn nur bei der Knappheit nicht gar so viel Wichtiges zu kurz käme und das Komplizierte nicht gar so einfach erschiene! Oder ist wirklich das Christentum durch die Prädikate „Mitleid" und „Sklavenaufstand" erschöpfend charakterisiert? Oder Aegypten durch Todesfurcht und Rom durch Unpersönlichkeit?

Auch kann ich nicht finden, daß in dem Allen der Wille der Erde deutlich würde. Was will sie schließlich mit dieser dürren „Tendenz zur Stabilität", zur geraden Linie? Bei Fechner verband sich dieser Gedanke wenigstens mit einer großen, heimlichen Liebe zu dem geahnten Erdgeist. Aus Pastors Zeilen spricht keine Liebe und kein Haß — zu diesem Wesen, dem wir Alle dienen, das mit uns sein großes, sinnloses Spiel treibt.

Nein, der große Wille, der in der Erde waltet, geht nicht auf „Stabilität" oder „Kultur" oder „Massenherrschaft": er geht auf Persönlichkeiten, die in Liebe eins werden mit der Zentralpersönlichkeit des Alls. Reinhard Liebe

In Davos! Gedichte von Heinz Dupré (Heinrich Mayer). Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1905. 60 S. 1 Mk.

Ein rührendes und ergreifendes Büchlein. Hinterlassene Gedichte eines mit vierundzwanzig Jahren Verstorbenen. Die letzten Jahre hat er in Davos zugebracht. Wie mag diese Mischung gesunder Lebenslust und schmerzlichen Verzichts dort so manches junge Gemüt erfüllen! Ihm wars vergönnt, zu sagen, was ihn bewegte. Hätte seine Muse groß und stark werden können, so würden Viele ihr gelauscht haben. So ists eine kleine Schar, die den Liedern dieses jungen Sterbenden horchend eine Weile stillstehn und sinnen mag. Eine Skizze in Prosa: „Morituri" leitet die Sammlung wirksam ein. R

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. Schiele in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 25. April pünktlich 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Pantheismus und Theismus.

Stuttgart. Montag 23. April 7½ Uhr Herzog Christof: Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments. Stadtpfarrer Dr. Faut-Nagold.

Die diesjährige Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Mittwoch und Donnerstag den **9.** und **10. Mai** in **Stuttgart,** Herzog Christof (Christofsstraße) stattfinden.

Mittwoch abends 6 Uhr: Referent: Professor D. **Eck-Gießen:** Religion und Geschichte.

Donnerstag morgens 9 Uhr: Referent: Ephorus **Traub-Schöntal:** Die dogmatische Arbeit der Gegenwart.

Das Komitee

Für Baden: Professor D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer **Specht** in Zell i. W. — Für Elsaß: Professor D. **Smend** in Straßburg und Pfarrer **Scheer** in Mülhausen. — Für Hessen: Professor D. **Drews** in Gießen und Pfarrer D. **Guyot** in Heppenheim. — Für die Schweiz: Professor D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch am Irchel. — Für Württemberg: Professor D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Auswärtige nichtwürttembergische Freunde, die Quartier zu bestellen wünschen — Privat oder Hotel —, wollen sich an Herrn Kommerzienrat P. Kurtz (in Firma Lindemann), Stuttgart, Stiftstraße 7 wenden.

Königsberg i. Pr.

Freitag 6. April 4 Uhr Theater-Restaurant: Der Charakter der altisraelitischen Religion als Stammesreligion und seine pädagogische Verwendung. Anmeldungen bei Dr. Werckmeister, Königsberg Bahnstr. 18.

Versammlungskalender

5.	April	Verein für Reformationsgeschichte Weimar
17.—21.	„	Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus Berlin
17.—21.	„	9. Versammlung deutscher Historiker Stuttgart
18. 19.	„	Freie Deutsche Evangelische Konferenz Leipzig
18. 19.	„	6. Pastorale Gemeinschaftskonferenz Berlin
20.	„	Generalversammlung der Positiven Union Berlin
23.—25.	„	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Cassel
24. 25.	„	7. Internationale Konferenz für Judenmission Amsterdam
25. April—2. Mai		Wissenschaftlicher Informationskursus über Heidenmission Berlin
9. 10.	Mai	Freunde der Christlichen Welt Stuttgart
16. 21.	„	Weltkongreß der Jungfrauenvereine Paris
5.— 7.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Jena
5.— 7.	„	Allgemeine deutsche Gemeinschaftskonferenz Gnadau-Schönebeck
21.—23.	August	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr

Nr. 13. Greifswald

Nr. 14. Vierteljahrsrundschau — Aus Schlesien — Die deutschen Kolonialmissionen — Kritische Bemerkungen zur Missionsstatistik des Reichstags — Der tschechische Protestantismus 1905 — Verschiedenes

Die Geburt eines gesunden **Mädchens** melden in großer Freude

Plauen i. V., 29. März 1906

Gymnasialoberlehrer **Weidauer** und Frau **Gertrud** geb. **Lange**

Remagen a. Rhein

Gebildete evangelische Dame nimmt junge Mädchen (4—5) besserer Stände bei sich auf zur gründlichen Erlernung des Haushalts und gesellschaftlicher Formen. Persönliche Anleitung, gewissenhafte Aufsicht.

Auskunft und Referenzen durch Herrn Pastor **Andreae.**

Suche für eine junge **Engländerin** Aufnahme in gutem Hause fürs Sommerhalbjahr. Etwas Gehalt erwünscht. Gute Lehrerin angenehmen Wesens. Off. an Pastor **Bode-Stade** (Hannover)

Hauslehrer (cand. theol. oder phil.) für einen 13 jährigen Knaben gesucht. 1200 Mk. Gehalt und freie Station.

Näheres teilt mit

Rickers, Abel b. Tondern

Für meine 3 Knaben, Schüler hiesigen Gymnasiums suche ich zur Beaufsichtigung der Schulaufgaben und zur Nachhülfe einen **cand.** oder **stud. theol.**

Hermann Hespe, Bückeburg

Für unsere beiden 8 und 9 jährigen Knaben suchen wir alsbald einen erfahrenen

Hauslehrer.

Gefällige Anerbieten an

Frau **Gerhard Hoyermann, Hannover** Königstraße 50 A.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Hilligenlei und moderne Theologie

Von

Lic. F. Niebergall

Privatdozenten an der Universität Heidelberg

Klein 8. 1906. M. —.80

„Moderne Theologie? Was ist das? — Frenssen, Harnack — aber da hört die Kenntnis von vielen Leuten bald auf, auch bei den meisten Gebildeten, die von allen andern Dingen wissen. Da sind unsre jungen und ältern Theologen doch ganz andre Leute. Die gucken in alle Gebiete und Wissenschaften hinein. Denn sie schämen sich, von den großen Fragen der Welt nichts zu wissen. Aber die gebildeten und gelehrten Leute — es ist wirklich höchste Zeit, daß sie sich um die religiöse Frage bekümmern und auch um die Theologie, die doch immer noch, und zwar so fleißig wie nie zuvor, arbeitet, um dahinter zu kommen, wie es mit Religion und Christentum zugegangen ist und steht in der Welt, und sich auch immer mehr müht, es allen verständlich zu machen, die danach fragen.

Darum wollen wir die Gelegenheit beim Schopfe fassen, und für die Leute, die beim Lesen des Frenssenschen Romans noch Fragen auf dem Herzen haben, etwas von der sogenannten modernen Theologie erzählen, nämlich von der Gruppe der Theologen, die im besondern Sinne so heißt; die einen nennen sie so mit Stolz, die andern freilich mit Verachtung; denn im Glauben gilt ihnen nur das Alte.“

(Aus der Einleitung.)

Wege nach „Hilligenlei“, dem heiligen Lande

Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei“

Von **Friedrich Manz**

Pastorationsgeistlicher in Sankt Blasien (Baden)

Klein 8. 1906. M. —.80

„Man frägt sich immer wieder mit einiger Wehmut, warum Frenssen, der nun einmal Macht über das deutsche Volk hatte und das Recht, ihm ein hohes, ernstes Wort zu sagen, sein Buch so und nicht anders geschrieben hat. Vielleicht sind aber trotzdem tiefere Eindrücke ausgeübt worden, und darüber wollen wir uns von Herzen freuen. Manchem mag es gewesen sein, als werde ihm eine schwere Last abgenommen, da er nun den Heiland in solcher Gestalt sich denken darf. Noch mehr aber werden wohl ernste Fragen erweckt worden sein, und mancher denkt mit bangem Herzen daran, welch schwere Folgen die Anerkennung von Frenssens Heilandsbild für seinen eigenen und des ganzen Volkes Glauben hat. Weil Frenssen nun die Fragenden alleinstehen läßt, so ersteht die Pflicht, dort weiterzuarbeiten, wo er aufgehört hat. Dieser Pflicht möchte ich an meinem bescheidenen Teile genügen. Ich will aber nicht das ganze Schwergeschütz der theologischen Wissenschaft auffahren lassen; es steht mir gar nicht zur Verfügung. Ich möchte nur reden als einer, der den ganzen Ernst der Probleme, welche hinter Frenssens Arbeit stehen, empfunden und durchgerungen hat und nach mancher Dunkelheit endlich glaubt, Licht gesehen zu haben,“

(Aus der Einleitung.)

Gott und die Seele

Ein Wort vom religiösen Erleben

Von

Friedrich Daab

Oberpfarrer

Klein 8. 1906. M. —.80

„Wo ein Mensch Leben in sich verspürt und wo er sich gehoben fühlt in ein höheres Leben, wo sich seine Seele weitet und sein Geist befreit, wo er erfährt, daß er irgendwie lebendig wird, da wird er nicht fragen, wie wird mir das vermittelt, und wie mag das zugehen, sondern da freut er sich dieses Lebens. Und wenn er ehrlich und einsichtig genug ist, wird er sich gestehen: Es kommt nicht von dir selbst, sondern von einem größeren, umfassenden Leben. Und in seinem Lebenserlebnis wird er Gottes Leben spüren.“

Die drei Schriften

Niebergall — Manz — Daab

finden sich zusammen in dem jesuzentrischen Standpunkt der modernen Theologie. Es sind Jesus-Schriften, die von den positiven **religiösen** Tendenzen der modernen Theologie ein beredtes Zeugnis geben.

Für ein **Fräulein** aus guter Familie, Ende der 30 Jahre, wird in einer christlichen Familie eine Unterkunft auf längere Zeit gesucht. Sie bedarf ernster, aber nüchterner religiöser Pflege und liebevoller Behandlung, und soweit es ihr leicht afficierbares Nervensystem erlaubt, eine geregelte Tätigkeit, sei es bei Kranken, oder bei zurückgebliebenen Kindern.

Nähere Auskunft erteilt **Pfarrer Dr. Ehlers**, Oberkonsistorialrat, **Frankfurt a. M.**

In einem Landpfarrhaus Kurhessens, in herrlicher, waldreicher Gegend, findet noch ein **junges Mädchen** liebevolle Aufnahme zur gründlichen Erlernung des Haushaltes. Pensionspreis 400 Mk.

Anfragen unter **W. K.** an den Verlag.

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Haucks Realencyklopädie 17 Bände für 100 M. zu verkaufen. Angebote unter **E. A. 32** an den Verlag der Christl. Welt.

Dampfmolkerei Emlichheim i. Hann.

9 Pfd. feinste Molkereibutter franko Haus Mk. 11.40

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch a. Bober**, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith**, Rittergutsbesitzer.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden

Herausgeber: **H. Weinel** a. o. Prof. der Theologie in Jena

Carlyle und Goethe. Von **Otto Baumgarten.** 1906. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.40.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und **Else Lohmann** staatl. gepr. Lehrerin.

Ev. Fröbel-Seminar u. Erziehungsheim Cassel

Staatlich konzessioniertes **Kindergärtnerinnen-Seminar**, 1½ jährige Kurse, für Töchter der gebildeten Stände. Näheres i. d. Broschüre „Die Arbeit im Fröbelseminar“.

Für das Kuratorium
D. Pfeiffer, Generalsuperintendent

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Seine Beichte. Ein Lebensbild von **W. Brandt.** 2,50 M., geb. 3 M. — Eine packend geschriebene Erzählung, die besondere Beachtung verdient. — Von dems. Verf. erschien: **Aus dem Leben eines „Unbekehrten“.** 6. Taus. 50 Pf. (10 Ex. 4 M.)

100 Entwürfe zu Vorträgen in evang. Arbeiter-, Männer- u. anderen Vereinen von den Pastoren **Müller u. Just.** 2,40 M., geb. 3 M.

Die sozialen Aufgaben und der Anteil der Kirche an ihrer Lösung. 100 Leit- und Streitsätze von P. Lic. **L. Weber.** 50 Pf. (10 Ex. 4 M.)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung A. Francke, Bern